STAND DER DINGE

Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte

Symposium am 25. April 2012
Im Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln

Tagungsdokumentation

DOMiD-Dokumentationszentrum und Museum
über die Migration in Deutschland e.V.

Mai 2012

Inhalt

Vorwort **1**

Eröffnung **2**

Ahmet Sezer, DOMiD-Vorstand

Eröffnungsrede: Museen und interkulturelle Vermittlung **5**

Dr. Matthias Hamann, Museumsdienst Köln

Bemerkungen zum Stand von Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte **9**

Dr. Joachim Baur, Die Exponauten

"Wir graben den Schacht von Babel" – Kulturpolitische Grundlagen des Sammelns und Darstellens von Migration **14**

Dr. Manuel Gogos, freier Autor und Ausstellungsmacher

Die museale Repräsentation der Migration **24**

Dr. Kerstin Poehls, Humboldt-Universität Berlin

Thesen zur Perspektive eines Migrationsmuseums **33**

Aytaç Eryılmaz, DOMiD

Panel I: Sammlung zur Migration **36**

Migration als Leitfrage für Museumssammlungen 36

Dr. Thomas Brehm, Arbeitskreis Migration im Deutschen Museumsbund

"Sammlung zur Migration" – Ein Beitrag aus archivischer Sicht 39

Dr. Peter Weber, LVR-Archivberatungs- und Fortbildungszentrum, Abtei Brauweiler

Die Sammlung von Migrationsgeschichten 43

Bengü Kocatürk-Schuster, Projektkoordination "50 Jahre Migration aus der Türkei"

Zusammenfassung der Paneldiskussion 46

Panel II: Darstellung der Migration **47**

„Lebenswege“, das Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz im Internet 47

Clarissa Haenn, hpunkt kommunikation

Modelle musealer Darstellung von Einwanderung 50

Sandra Vacca, Universität zu Köln

Zur Notwendigkeit neuer Bilderproduktionen der Migration im Museum 53

Natalie Bayer, freie Kuratorin und Redakteurin

Praktische Anmerkungen

Arnd Kolb, SWR International 57

Zusammenfassung der Paneldiskussion 58

Abschlussdiskussion **59**

Schlusswort/Danksagung **61**

Kurzvorstellung der Teilnehmer **62**

Tagungsprogramm **65**

Vorwort

Seit über 20 Jahren sammelt DOMiD Geschichten zur Migration. Erinnerungen, Objekte und Dokumente – kurzum Exponate zur Migrationsgeschichte Deutschlands. Es sind bereits mehr als 70.000 an der Zahl und sie würden heute ausreichen, ein Migrationsmuseum zu gründen, das in Deutschland einzigartigen Charakter hätte. Doch wie würde so ein Museum aussehen? Wie und in welchen Bereichen muss die Sammlung erweitert, wo ergänzt werden? Wie soll das gesammelte Material ausgestellt, wie der Öffentlichkeit dauerhaft und systematisch zugänglich gemacht werden? Wie kann zum Thema Migration besser gesammelt werden?

Diese Fragen stehen heute nach wie vor auf der Tagesordnung und zwar nicht nur für DOMiD. Die Frage nach der Musealisierung der Migrationsgeschichte ist so präsent wie nie zuvor. Gerade im Zuge der 50. Jahrestage der Anwerbeabkommen mit Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei hat die Darstellung von Migration und die Sammlung von entsprechenden Ausstellungsobjekten das Interesse vieler Archive und Museen in Deutschland geweckt. Eigene Sammlungsaktivitäten werden angestoßen, das Thema Migration hält Einzug in Dauerausstellungen und Depots. Stadtmuseen, virtuelle Sammlungen, große Häuser – alle sehen Handlungsbedarf. DOMiD begrüßt diese Entwicklungen und Diskussionen.

Auch der Deutsche Museumsbund beschäftigte sich auf seiner Jahrestagung 2012 mit der Positionierung von Museen in einer pluralen Gesellschaft. Kurz vor dieser Jahrestagung fand in Köln am 25. April 2012 das DOMiD-Symposium „Stand der Dinge: Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte" statt. Eine aktuelle Positionsbestimmung der Musealisierung von Migration und deren Potenzial zum Anstoß von interkulturellem Dialog war primäres Ziel der Tagung. Anhand von Beiträgen namhafter Akteure aus Wissenschaft und Praxis wurden Entwicklungen und Perspektiven von Migration in Archiven und Ausstellungshäusern bilanziert und diskutiert. DOMiD knüpfte damit an eine Reihe wissenschaftlicher Tagungen und Wechselausstellungen zum Thema Migration an. Besondere Bedeutung kam dabei den Ergebnissen der DOMiD-Ausstellungen „Geteilte Heimat – Paylaşılan Yurt, 50 Jahre Migration aus der Türkei" im Herbst 2011 zu.

DOMiD, das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, nimmt nicht nur mit seiner über 20-jährigen Sammlungserfahrung eine herausragende Stellung unter den Akteuren der Dokumentation von Migration ein. Die Besonderheit liegt darin, dass die Arbeit von DOMiD von Anfang an multiperspektivisch angelegt war: DOMiD betrachtet die Migrationsgeschichte aus migrantischer und mehrheitsgesellschaftlicher Perspektive. Es ist nicht die Geschichte der Migranten, die DOMiD erzählen will, es ist die Geschichte Deutschlands, die DOMiD miterzählen will.

DOMiD e. V. – Der Vorstand

Eröffnung

Ahmet Sezer, DOMiD-Vorstand

Sehr geehrte Damen und Herren,

sehr verehrte Tagungsteilnehmerinnen und Teilnehmer,

ich heiße Sie im Namen des DOMiD-Vorstandes zum heutigen Symposium herzlich Willkommen.

Der Titel dieses Symposiums heißt: „Stand der Dinge – Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte". Die Veranstaltung zielt auf eine Bilanzierung der Entwicklungen und Perspektiven der Migration in Archiven und Ausstellungshäusern und Diskussionen zu dieser Thematik ab.

In Skandinavien entstand in den 1970er Jahren die Tradition des „Grabe-wo-du-stehst" (Sven Lindqvist) mit einer Konzentration auf die eigene Geschichte und dem Verbinden der historischen Dimensionen mit dem gegenwärtigen Alltag. In Deutschland entstanden die ersten Geschichtswerkstätten im Rahmen der neuen sozialen Bewegungen Anfang der 1980er Jahre. Eine der ersten Geschichtswerkstätten in Deutschland war die Berliner Geschichtswerkstatt. Sie wurde 1981 im autonomen Kulturzentrum Mehringhof von jungen Historikerinnen und Historikern und anderen Menschen aus der Alternativbewegung gegründet.

Die Frage nach dem Stand der Dinge, bezogen auf die eigene Migrationsgeschichte, war der Beginn einer langen beschwerlichen Reise; der Beginn einer Suche. Was sind die Dinge, die die Migration aus der Türkei ausmachen und wo stehen sie. Die Suche nach der eigenen Sozialgeschichte. Mit dieser Fragestellung machten sich vor 22 Jahren einige Intellektuelle aus der Türkei auf den Weg und gründeten DOMiT (Dokumentationszentrum über die Migration aus der Türkei) in der Rechtsform eines Vereins. Der Verein besaß außer einer Idee und einer Handvoll Gründungsmitglieder nichts. Er besaß weder finanzielle noch personelle Ressourcen. Noch nicht einmal einen Vereinsraum. Die Vorstandsitzungen fanden bei den Vorstandsmitgliedern zu Hause statt. Projekte beginnt man hierzulande gewöhnlich mit einer entsprechenden Planung und Mittelbeschaffung. Man sucht nach Möglichkeiten der Projektfinanzierung und startet das Projekt, wenn Mittel bereit stehen. In diesem Fall nahm DOMiT einen anderen, einen unkonventionellen Weg. Er startete treu nach dem Sprichwort: *Der Weg ist das Ziel.*

Einer der wesentlichen Beweggründe, der diesen Start dringlich machte, war die Tatsache, dass diese Geschichte der Migration vom Verlorengehen bedroht war. Das vorrangige Ziel war es zuerst, die Quellen über die ersten Jahre der Migration aus der Türkei aufzuspüren. Denn sowohl die Zeitzeugen als auch die Dokumente kamen im wahrsten Sinne des Wortes nach und nach abhanden. Während die Zeitzeugen aus biologischen Gründen und zum Teil rückkehrbedingt immer mehr zu einer Rarität wurden, drohten die gegenständlichen Quellen als unnützer Ballast

auf den Müll geworfen zu werden. Die Migration stand in den Anfängen weder für die Eingewanderten noch für die Aufnahmegesellschaft im Fokus der geschichtlichen Betrachtung. Nun wissen wir mittlerweile, dass das Zusammentragen all dieser Gegenstände, Dokumente und erzählten Geschichten, das Zusammenfügen des Puzzles nicht nur der Erforschung der eigenen Sozialgeschichte, sondern auch der Sozialgeschichte Deutschlands dient und auch die Funktion der Vermittlung von Geschichtsbewusstsein erfüllt.

Allein die Feststellung der Notwendigkeit der Wahrung dieser Geschichte reichte noch lange nicht für eine gebührende Unterstützung dieses Projektes aus. Der erste Spatenstich, der erste Schritt drängte sich auf. Die Türken sagen zu dieser Art der Vorgehensweise: „Seine eigene Nabelschnur selbst durchtrennen". Sich erst einmal auf dem Weg machen; der Weg ist das Ziel. Das ist nicht nur ein weiser Spruch, sondern das ist oft die Lebensrealität. Gesellschaftspolitische Projekte erfordern eine Vision und den Mut des Beginns, unabhängig von den oft schwierigen Startbedingungen.

„Vor langer Zeit lebte in Nordchina ein alter Mann. Sein Haus zeigte nach Süden und vor seiner Haustüre ragten zwei große Gipfel eines Berges empor. Sie versperrten den Weg nach Süden. Entschlossen machte sich der Alte mit seinen Söhnen an die Arbeit: Sie wollten die Berge mit der Hacke abtragen. Der Nachbar des alten Mannes sah das und schüttelte den Kopf. „Wie närrisch Ihr doch seid", rief er, „es ist vollkommen unmöglich, dass Ihr die gewaltigen Berge abtragen könnt!" Der alte Mann lächelte weise und sagte: „Wenn ich sterbe, dann werden meine Söhne weitermachen. Wenn meine Söhne sterben, werden die Enkel weitermachen. Die Berge sind zwar hoch, aber sie wachsen nicht weiter. Unsere Kräfte jedoch können wachsen. Mit jedem Stückchen Erde, das wir abtragen, kommen wir unserem Ziel näher!"

Auch DOMiD wurde auf seinem Weg des Öfteren belächelt, hinterfragt und ignoriert; sowie der alte Mann in Nordchina. Aber nicht nur; es gab auch „Nachbarn", die die Notwendigkeit dieser Idee erkannten und an DOMiD glaubten, ihn als ebenbürtigen Partner an ihrer Seite sahen und sehen und ihren Beitrag leisteten und noch leisten. Dieses Vertrauen und den Mut, DOMiD zu unterstützen, führte nach fünfjähriger emsiger Arbeit zur ersten großen Ausstellung „Fremde Heimat. eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei/Yaban, Sılan olur. Türkiye'den Almanya'ya Göçün Tarihi" in Kooperation mit dem Ruhrlandmuseum.

Von der Gründung 1990 als eine Selbstorganisation von Migrantinnen und Migranten an, über das groß angelegte Ausstellungsprojekt Projekt Migration im Jahr 2002, wurde die Sammlung systematisch um Materialien und Zeugnisse aus weiteren Anwerbeländern der BRD und aus den DDR-Vertragsstaaten erweitert. Auf diese Weise ist eine bundesweit einzigartige Sammlung an sozial-, kultur- und alltagsgeschichtlichen Zeugnissen zur Geschichte der Einwanderung aus Italien, Spanien, Griechenland, Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien, Ex-Jugoslawien und Südkorea sowie aus Vietnam, Mosambik und Angola entstanden.

Heute wollen wir im Zuge des 50. Jahrestages der Anwerbeabkommen mit Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei und im Hinblick auf die 20-jährige Sammlungserfahrung des Vereins DOMiD den aktuellen Stand der Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte wissenschaftlich erörtern.

Vor zwei Jahren, auf der Festveranstaltung des 20-jährigen Bestehens von DOMiD hatte ich die Ehre und Gelegenheit eine Begrüßungsansprache zu halten. Am Ende meiner Ansprache bemerkte ich Folgendes:

„*Heute blicken wir auf 20 Jahre Vereinsgeschichte zurück. Von einem kleinen Büroraum im Essener AWO-Haus, zum neuen Domizil in Köln-Ehrenfeld. Das Dokumentationszentrum verfügt nun über eine Fläche von l.OOO Quadratmetern archivgerechter Magazin- und Depoträume, eine umfangreiche Fachbibliothek und Medien- und Veranstaltungsräume. Von einem einzigen ABM-Beschäftigten, zu einer institutionellen Förderung durch das Land NRW.*“

Dies ist aus Sicht des DOMiD zu sagen, wenn wir zum Stand der Dinge befragt werden.

Das heutige Symposium wurde auch im Rahmen des Projektes „50 Jahre Migration aus der Türkei“ verwirklicht. An dieser Stelle möchte ich auch dem Rautenstrauch-Joest-Museum für die großzügige Unterstützung durch das Bereitstellen der großartigen Räumlichkeiten danken!

Die drei vorangegangenen Ausstellungen „Geteilte Heimat – Paylaşılan Yurt. 50 Jahre Migration aus der Türkei“ in Berlin, Köln und Düsseldorf und dieses Symposium wurden durch den Europäischen Integrationsfonds gefördert.

Für die Ausstellungen wurden unter anderem drei Generationen von insgesamt 17 Migranten-Familien aus Nordrhein-Westfalen portraitiert und vorgestellt. Heute sehen Sie eine Auswahl der Portraits von sechs Familien, hier im Saal. Die Realisierung der 3-Generationen-Portraits wurde durch die Förderung der NRW-Kulturstiftung und der Stadt Köln ermöglicht, bei denen ich mich im Namen des DOMiD-Vorstandes nochmals herzlich bedanken möchte.

Ein besonderer Dank gilt außerdem allen weiteren Förderern der Ausstellungen: dem Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, der Bundeszentrale für politische Bildung, dem Landschaftsverband Rheinland, dem Deutschen Historischen Museum und dem Verband türkischer Unternehmer und Industrieller in Europa (ATİAD). Zu Dank verpflichtet ist DOMiD ebenfalls gegenüber den Sponsoren Ford und SunExpress, die mit ihrer Unterstützung die Umsetzung der Ausstellungen ermöglichten.

Ich bedanke mich bei dieser Gelegenheit im Namen des DOMiD-Vorstandes auch bei allen, die zur Organisation dieser Tagung beigetragen haben und wünsche allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine angeregte Diskussion und einen interessanten Tag.

Eröffnungsrede: Museen und interkulturelle Vermittlung

Dr. Matthias Hamann, Museumsdienst Köln

Sehr geehrte Damen und Herren,

acht Prozent der Deutschen nutzen einmal im Monat Kultureinrichtungen, Menschen mit Zuwanderungsgeschichte tun dies seltener. Dieses Ergebnis der Studie „InterKulturBarometer" des Zentrums für Kulturforschung rückt unsere Bestrebungen in ein helles, vielleicht sogar grelles Licht. Wir arbeiten bisher für einen kleinen Ausschnitt der Bevölkerung, das lässt sich nicht leugnen. Durch unterschiedliche Maßnahmen kann und sollte man versuchen, diese Zahl zu erhöhen, neue Zielgruppen besser zu erschließen, um den Nachwuchs an die Kultur heranzuführen, den Wiederbesuch zu befördern etc. Doch lässt sich sicherlich konstatieren, dass die plakative Forderung „Kultur für Alle" zwar gut, aber nicht durchdringend war. Wo stehen wir also heute? Insbesondere im Hinblick auf die Museen?

Unter den zahlreichen Kultureinrichtungen nehmen Museen und Ausstellungshäuser eine herausgehobene Stellung ein. In der Kulturnutzung liegen Museen bundesweit bei der Gesamtbevölkerung und bei migrantischen Zielgruppen auf Platz zwei (nach dem Kinobesuch). Etwa 37 Prozent beider Gruppen haben in den letzten sechs Monaten ein Museum oder eine Ausstellung besucht. Auch bei den Mehrfachbesuchen liegen Museen und Ausstellungen deutlich vor anderen Kultursparten wie Theater, Oper oder Konzert. Offenbar sind Museen einigermaßen leicht zugängliche und von der Gesamtbevölkerung gleichermaßen akzeptierte Einrichtungen.

Museen haben die Aufgaben Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen und Vermitteln. Sie, sehr geehrte Damen und Herren, sind heute hier zusammengekommen, um einige dieser Fragen vertieft zu diskutieren. „Stand der Dinge – Sammlung und Darstellung von Migrationsgeschichte" so das Leitthema. Als Leiter einer Einrichtung, die sich mit Fragen von Kommunikation und Vermittlung beschäftigt, einer Einrichtung, die 6.500 Veranstaltungen jährlich für 132.000 Besucherinnen und Besucher macht, von denen die Hälfte im Schulklassenkontext kommen, von denen wiederum 40 bis 45 Prozent Migrationshintergrund haben, kann ich vielleicht ein paar Anregungen zum Thema geben. Lassen Sie uns also über Vermittlung sprechen.

Welche Formen entwickeln die Museen, um ein breiteres Publikum gerade im interkulturellen Bereich zu finden? Wie sieht es mit der Nachfrage aus? Wer kommt eigentlich in die Museen? Wir wissen hierzu relativ wenig. Erwähnen darf ich allerdings an dieser Stelle, dass das Rautenstrauch-Joest-Museum derzeit eine Studie unternimmt, wie ein interkulturelles Audience Development aussehen kann. Welche Zielgruppen sind da, wer ist potenziell mit dem existierenden beziehungsweise einem zu entwickelnden Programm erreichbar? Dieses in Kooperation mit der

Zukunftsakademie NRW laufende Projekt wird zeigen, welche Programmelemente nachhaltig sind und Schlüsse auf den gesamten Museumsstandort zulassen.

Eine solche Studie ist ganz im Sinne von Museen. Nach der Definition des International Council of Museums (ICOM) ist das Museum eine „*gemeinnützige, ständige, der Öffentlichkeit zugängliche Einrichtung, im Dienste der Gesellschaft und ihrer Entwicklung*". Die Öffentlichkeit verändert sich angesichts des demographischen Wandels rasant – in ihrem Informationsverhalten, ihrer Kulturaffinität, ihrem Bildungsbedürfnis, aber auch schlicht in ihrer faktischen Zusammensetzung. Die Stichworte „älter, bunter, weniger" beschreiben das sehr klar.

Wenn Museen Quantität und Qualität ihrer Besucher erhalten wollen, so müssen sie gezielt Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ansprechen. Dies allerdings funktioniert nur in Teilen nach den Mechanismen klassischer Medien- und Öffentlichkeitsarbeit. Wie die jüngste Untersuchung der Sinusmilieus von Menschen mit Migrationshintergrund und die eben erwähnte Studie zeigen, deckt sich die Kulturnutzung mit der der übrigen Bevölkerung. Wahrnehmung von Kultur ist eine Frage des Bildungsstandes, nicht der Herkunft.

Zunächst ist es wichtig, Menschen mit Migrationshintergrund mit entsprechenden Informationen zu versehen. Als Hilfsbrücke dabei können sicherlich mehrsprachige Mitteilungen und Informationen für Presse und Öffentlichkeit dienen, mit denen sich Sprachbarrieren überwinden lassen. Erfolg versprechender allerdings sind jedoch Kooperationen mit Sozialverbänden, Keywork-Projekte mit Multiplikatoren, durch die einzelne kulturelle oder ethnische Milieus erreicht werden, oder aus Schulprogrammen abgeleitete Angebote für Familien, in denen die jüngeren Generationen die älteren in den Erlebnisort Museum führen – zu einem Ort, den sie zuvor mit ihrer Klasse positiv erfahren haben. Die persönliche Ansprache ist es, die für eine dauerhafte und nachhaltige Rezeption des Museums sorgt. Wie nun kann erfolgreiche interkulturelle Vermittlung aussehen?

In Köln denken wir seit 2009 verstärkt über den interkulturellen Dialog nach. Wichtiger Motor dabei war die Jahrestagung des Bundesverbandes Museumspädagogik: „Das Eigene und das Fremde. Museen und Migration", die hier in Köln stattfand und die eine bundesweite Bestandsaufnahme von Vermittlungsstrategien zu diesem Thema darstellte.

Welche Möglichkeiten haben Museen? Zu unterscheiden sind prinzipiell Programme für Schulklassen, deren Zusammensetzung heute die gesellschaftliche Realität am deutlichsten spiegelt und die – oftmals nicht ganz freiwillig – als Gruppen kommen, und Projekte mit jugendlichen oder erwachsenen Freiwilligen. Selbstredend müssen auch Schulprogramme interkulturell angelegt sein, wenn man keinen zurück lassen will. Doch davon spreche ich heute nicht oder nur am Rande. Die eingesetzten Methoden reichen von mehrsprachigen didaktischen Materialien hin zu interkulturellen Partizipationsprojekten. Wirkungsvoll sind die drei folgend beschriebenen Strategien.

1. Einsatz interaktiver didaktischer Materialien

Hiermit sind Materialien gemeint, die sich Besucherinnen und Besucher an den Kassentheken oder Infoständen ausleihen können. Gerne würde ich hierzu auf Beispiele aus dem Bundesgebiet

verweisen, aber es gibt hierzu nicht sonderlich viel. Stattdessen stelle ich Ihnen ein Kölner Beispiel vor, den „Schlüssel zum Mittelalter". Er ist für Familien konzipiert und ermöglicht, mehrsprachig aufbereitet, den selbständigen Besuch. Erwachsene bekommen einen Schlüssel, der nicht nur zum Mittelalter führt, sondern der auch zeigt, wie man sich historischen Objekten interaktiv und spielerisch nähern kann. In Köln haben wir in vier Museen diese interaktiven Materialien als Publikation oder als Museumsrucksack im Einsatz beziehungsweise in der Entwicklung:

Schlüssel zum Mittelalter (Museum Schnütgen)
Familienparcours (Rautenstrauch-Joest-Museum)
Familienrucksäcke (Kölnisches Stadtmuseum
Familienkoffer (Museum Ludwig)

Zu den didaktischen Materialien zählen auch Audio-Guides oder mehrsprachige Beschriftungen, allerdings fehlt hier die Interaktivität.

2. Kulturelle Vielfalt durch Veranstaltungen entdecken

Kommen wir zur zweiten fruchtbaren Strategie. Viele Objekte in den unterschiedlichsten Museumsgattungen sind interkulturell oder mit Fragen von Migration aufgeladen. Das wird an folgenden Beispielen sehr schön deutlich:

Steinzeit weltweit - 5 Millionen Jahre Wanderung der Menschen, Prähistorische Sammlung Weil i.B.
Migration und Exil im deutschen Filmschaffen, Deutsche Kinemathek
Schätze aus dem Orient – Türkische Fayencen, Gustav-Lübcke-Museum Hamm

Interkulturelle Angebote finden sich auch hier in Köln, in der Kunsthalle Hamburg oder am Bach-Museum in Leipzig. Über Vermittlung lassen sich demnach Grundkonstanten und -fragen von Migration bearbeiten. Dieses Vorgehen hat eine Reihe von Vorteilen. Konstanten und Konstellationen der Biographie von Besucherinnen und Besuchern spiegeln sich in der Biographie von Objekten, Fragen der Selbstdefinition werden zu Fragen, denen auch ein Museum nachspürt. So können sich Selbsteinschätzung und Wertschätzung ergänzen. Im Sinne einer weiter ausgreifenden Strategie des Audience Development sollte ein Museum jedoch noch weiter ausgreifen und die interkulturellen Kompetenzen der Besucher fruchtbar machen, sie in den Vermittlungsdialog einbinden. So komme ich zu meinem dritten Vorschlag.

3. Keywork, kulturelle Expertise und partizipative Angebote

In Nürnberg gibt es die „Südstadtkids", benannt nach einem Stadtteil mit hohem Anteil von Einwohnern, die nichtdeutsche Wurzeln haben. Dort ist eine Jugendgruppe unterwegs, die das Viertel, aber auch die Museen für sich entdeckt. Am Germanischen Nationalmuseum wurde vom Kunst- und Kulturpädagogischen Zentrum der Museen in Nürnberg (KPZ) ein Führungsmodul entwickelt, in dem die Jugendlichen Objekte aus ihrer Sicht beschreiben und vermitteln, und diese Sicht ist eine interkulturelle. Auch an der Bundeskunsthalle in Bonn verfolgt man immer wieder diese Ansätze. In den Tandemführungen kommt es zu Partnerschaften zwischen klassischen Museumspädagogen und jungen interkulturellen Scouts. In dem Projekt „Orient Express" lernten Hauptschüler einer achten Klasse Objekte aus dem islamischen Kulturkreis kennen und stellten

sie in einem Quiz Mitschülern aus der sechsten Klasse vor, wobei sie ihre eigenen Erfahrungen mit Objekten wie Fayencen oder einer Moschee-Lampe einbringen konnten. Diese Formen von Partizipation betreiben einige Berliner Museen schon länger. Mit großem Erfolg läuft am Jugend Museum Schöneberg das Programm CrossKultur, in den Museen von Kreuzberg oder Neukölln werden Communities schon seit langem in Vermittlungsprogramme eingebunden. Ebenfalls in Berlin gibt es den West-Östlichen Diwan, bei dem eine Gruppe von Erwachsenen Objekte bearbeitet und Ausstellungen kuratiert. Großen Erfolg haben diese Formen von partizipativen Ausstellungen bei der Kooperation mit Jugendlichen. Genau über uns im JuniorMuseum läuft bereits die dritte Ausstellung seit Eröffnung, die nach diesem Prinzip funktioniert. In den Zulu Love Letters hat eine komplette achte Jahrgangsstufe die Perlengewebe der afrikanischen Zulu, in deren Ornamentik sich Botschaften verbergen, studiert und eigene Armbänder als Perlenarbeiten angefertigt. Zu Fragen, die die Jugendlichen interessieren. Darin drückt sich Heimatverbundenheit und Freundschaft, Nationalstolz und Liebeswerben aus. Hinreißende Ideen, die sie sich unbedingt ansehen sollten.

Zeitzeugenprojekte mit Zuwanderinnen und Zuwanderern der ersten Generation wie in Bochum oder Karlsruhe gehören ebenfalls zu partizipatorischen oder kuratorischen Ansätzen, die Museen verfolgen können – und sollten. Dies lässt sich auch – und gerade bei Jugendlichen – mit Fragen von Gender- und Rollenverhalten verbinden: „Weil wir Mädchen sind“ ist ein solches Projekt mit Schülerinnen in einem Museum in Osnabrück. „Fettes Leben“ an der Kunsthalle Mannheim war ein Videoprojekt mit und für Mädchen mit Migrationshintergrund, das deren Träume und Vorstellungen dokumentierte. Das Projekt „MannsBilder“ hier am Wallraf-Richartz-Museum in Köln kombinierte straffällig gewordene Jugendliche mit Barockgemälden und fragte sie mit theater- und museumspädagogischen Methoden nach ihren Rollen, die sie selbst spielen.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Museen sind nicht Orte der rein sozialpädagogischen Annäherung, aber sie können es sein. Museen sind keine Orte, an denen man Sprachen lernt – aber man kann das tun. Museen sind keine Orte, an denen Objekte zu Stichwortgebern reduziert werden – aber sie bieten weitaus mehr Facetten, als dies in der klassischen Museumsarbeit bisher der Fall war. Aber man wird von Museen immer stärker fordern, dass sie Orte der Partizipation sind. Und dem müssen sie sich stellen. In Köln haben wir dafür den Arbeitsbegriff der „mehrsprachigen Museumslandschaft“ entwickelt. Damit lässt sich die Aufgabe gut fassen. Eine Landschaft ist vielgestaltig und veränderlich, Sprache kann verbal oder nonverbal, direkt oder indirekt, klar, einfach oder komplex sein. Und jedes Museum hat seine eigenen Gesetze, weil die eigene Sammlung und das Profil seine Identität bestimmen. Nimmt man das zusammen und lotet die Möglichkeiten aus, die sich aus der Kombination von Sprach-, sprich Zugangsformen, Landscape-, sprich Mindscape und Objektlage ergeben, so sind diese Möglichkeiten riesig. Man muss es nur machen und vor allem nachhaltig vernetzen. Dann ist der Stand der Dinge aus Sicht eines Vermittlers im Grunde ziemlich gut.

Bemerkungen zum Stand von Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte

Dr. Joachim Baur, Die Exponauten

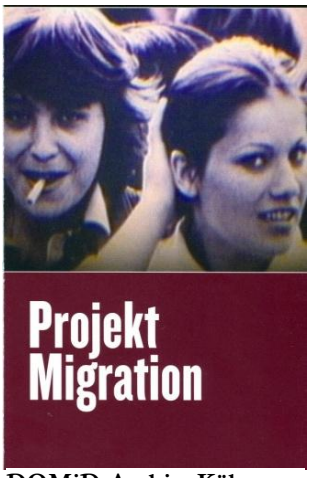
Die Frage der Sammlung und Darstellung von Migrationsgeschichte ist in Deutschland, anders als noch vor wenigen Jahren, nicht mehr ganz unbekannt, sondern blickt inzwischen auf eine mehrjährige lebhafte Thematisierung zurück. Das diesjährige Symposium „Stand der Dinge – Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte" steht insofern in der Kontinuität vorangegangener Debatten, etwa jener auf der Tagung „Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik Deutschland braucht ein Migrationsmuseum", die im Herbst 2002, also vor knapp zehn Jahren auf Einladung von DOMiT (damals noch mit T) und der Bundeszentrale für politische Bildung stattfand. Blickt man in die Dokumentation dieser Tagung, so wird man auf etliche Fragen stoßen, die auch heute noch aktuell sind – etwa jene nach dem Stellenwert von Objekten in der Repräsentation von Migration oder dem Nutzen und Nachteil eines dezidierten Migrationsmuseums. Zugleich lassen sich im Rückblick auch einige Entwicklungen und Verschiebungen der Praxis und Debatte konstatieren. Im Folgenden seien einige dieser Tendenzen knapp zusammengefasst, und zwar in den vier Feldern Ausstellung, Sammlung, Debatte und Institutionalisierung.

Ausstellung

In allen vier Feldern lässt sich in den letzten Jahren eine quantitative Zunahme verzeichnen, doch scheint das Ausstellen der Bereich, der die größte Dynamik entfaltet hat. Landauf, landab waren in den letzten zehn Jahren, verstärkt in den letzten wenigen Jahren, Ausstellungen zu sehen, die auf die eine oder andere Weise das Thema Migration bespielten – in lokaler, regionaler und nationaler Perspektive, in historisch langer oder kurzer Sicht, mit Blick auf spezifische Gruppen (wie auch immer definiert), aktivistisch und staatstragend, no-budget bis mega-budget etc. pp. Einen Einblick, wenngleich alles andere als vollständig, bietet die Website www.migration-ausstellen.de. Wenn dieser Trend sich am sichtbarsten in temporären Wechselausstellungen niederschlägt, so ist daneben nicht zu verkennen, dass einige Museen damit begonnen haben, Aspekte von Migration auch bewusst in ihre permanente Ausstellung einzuflechten.

Sammlung

Sammeln zu Migration und Migrationsgeschichte findet – wie in vielen anderen Themenfeldern auch – überwiegend im Zuge von Ausstellungsprojekten statt. Das „Projekt Migration" mit seiner erheblichen quantitativen und konzeptionellen Erweiterung der Sammlung von DOMiD ist hier nur ein Beispiel.



DOMiD-Archiv, Köln.
Flyer zur Ausstellung

Neben diesen projektbezogenen Bemühungen stehen zwei grundlegendere Strategien: Initiativen des zielgerichteten Neu-Sammelns und der Versuch, bestehende Sammlungen neu zu interpretieren. Für ersteres steht das Projekt „Meine Stadt – Meine Geschichte", das aus einer Kooperation zwischen Stuttgart, Bochum und Berlin entstand, konzertierte Sammlungsaktionen in Vereinen oder Integrationskursen sowie im öffentlichen Raum beinhaltete und unter anderem in die Website www.migrationsgeschichte.de mündete. Für die zweite Strategie, die Neubewertung von Sammlungen (und zwar explizit in partizipativem Zuschnitt), lässt sich etwa das Kreuzberger Projekt „Neuzugänge. Migrationsgeschichten in Berliner Sammlungen" anführen.

Debatte

Was den wissenschaftlichen und praxisreflexiven Austausch angeht, lässt sich ebenfalls eine beträchtliche Steigerung im Vergleich zu vor zehn Jahren beobachten. Als sichtbarer Ausdruck dieser Entwicklung widmet sich Anfang Mai 2012 erstmals eine Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes unter dem Motto „Alle Welt im Museum?" ganz der Rolle und den Aufgaben des Museums in der Migrationsgesellschaft. Dies lässt sich durchaus als Zeichen für die in der Breite gewachsene Aufmerksamkeit in der deutschen Museumslandschaft für das Thema Migration deuten – auch wenn, bei Lichte betrachtet, häufig doch immer wieder dieselben Akteure beteiligt sind.

Die wissenschaftliche Reflexion des Komplexes Migration und Museum hat ebenfalls signifikant zugenommen, was sich in einer kontinuierlich steigenden Anzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen und nicht zuletzt im Entstehen begriffener Master- und Doktorarbeiten spiegelt, die sich der einen oder anderen Facette des Komplexes widmen, häufig in transnational vergleichender Perspektive.

Institutionalisierung

Ein Ergebnis dieser verstärkten Kommunikation und Suchbewegungen ist – was man nun vielleicht bereits als neue Qualität bezeichnen könnte – ein höherer Grad der Institutionalisierung des Feldes, wenngleich zunächst vor allem in der eher schwachen und nicht notwendigerweise nachhaltigen Form der „Vernetzung". Dies gilt etwa für das Netzwerk „Stadt – Museum – Migration", das sich seit 2009 halbjährlich trifft. Dies gilt auch für den seit zwei Jahren existierenden Arbeitskreis (AK) Migration im Deutschen Museumsbund, der eben mit dem finalen Entwurf einer Handreichung „Museen, Migration, kulturelle Vielfalt" sein erstes Ergebnis vorgelegt hat und nun zur breiteren Diskussion stellt. Europaweit finden sich ähnliche Vernetzungstendenzen, etwa das EU-Projekt „The Learning Museum" mit einer eigenen Arbeitsgruppe „Intercultural Dialogue" oder das ebenfalls EU-geförderte Forschungsprojekt „MeLa – Museums and Libraries in the Age of Migrations".

Wenn nach festeren Formen der Institutionalisierung gefragt wird, landet man schnell bei der Ausgangsforderung der DOMiT-Tagung von vor zehn Jahren: dem Migrationsmuseum. Und auch in dieser Hinsicht hat sich in den vergangenen Jahren einiges getan, wenn auch nicht in dem Sinn, wie auf der Tagung von 2002 initiiert. Denn quasi aus dem toten Winkel dieser Debatte haben sich Einrichtungen gegründet, die man durchaus als Migrationsmuseen sehen kann. Gemeint sind zum einen Häuser, die sich mit der Zwangsmigration von Flucht und Vertreibung befassen. Zu nennen ist neben einigen reformierten Häusern aus der Riege der sog. „Ostdeutschen Landesmuseen" (z.B. das Donauschwäbische Zentralmuseum oder das Schlesische Museum Görlitz) v.a. die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, die in den nächsten Jahren eine Dauerausstellung im Berliner Deutschlandhaus eröffnen wird und – in nicht selbstverständlicher Entscheidung – durchaus das Label Zwangs*migration* für sich reklamiert. Zum anderen die beiden norddeutschen Auswanderungshäuser, die seit 2007 existierende BallinStadt Hamburg und das bereits zwei Jahre zuvor eröffnete und beim Publikum ungleich erfolgreichere Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven. Dieses hat sich nun, für viele überraschend, zu einem veritablen Migrationsmuseum gemausert. Mitte April 2012 wurde der mit signifikanter finanzieller Unterstützung durch den Bund realisierte Erweiterungsbau eröffnet, der den bislang erzählten Auswanderer-Schicksalen nun solche von Einwanderern zur Seite stellt.

Sechs Thesen für die Zukunft der Debatte

Wie eingangs erwähnt, ist die Debatte über die Sammlung und Darstellung von Migrationsgeschichte über die letzten Jahre gereift und hat sich vielerorts in der musealen Praxis niedergeschlagen. Zum jetzigen Stand der Dinge kann es also nicht mehr allein darum gehen, auf eine stärkere Berücksichtigung des Themas Migration in der Museumslandschaft hinzuwirken, sondern zusätzlich verstärkt konzeptionelle Fragen in den Blick zu nehmen. Sechs Thesen mögen illustrieren, was mir jenseits des skizzierten Sachstands für die gegenwärtige, vielleicht auch zukünftige Debatte wichtig erscheint.

1. Die vergangenen Jubiläen der Anwerbeabkommen brachten das letzte Auflodern eines Ethno-Konzepts in der Darstellung von Migrationsgeschichte. Die problematischen Seiten dieses Ansatz sind hinreichend analysiert: Vermittelt wird darin allzu leicht der Anschein klar abgegrenzter Herkunftsgruppen; er tendiert mithin zur Homogenisierung, Kulturalisierung und Ethnisierung disparater Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten, und akzentuiert – oft unwillkürlich – eine dichotome Trennung von Mehrheitsgesellschaft und ihren jeweiligen Minderheiten. Ich sage entsprechend, bewusst salopp: Die Italiener, die Griechen, die Spanier und Türken sind jetzt wirklich durch. Es ist gut und war notwendig im Zuge der Jahrestage noch einmal auf diese Weise das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen, aber jetzt wären meines Erachtens verstärkt andere Zugänge zu erproben.

2. Der biografischer Zugriff, der weit verbreitet ist (etwa im Deutschen *Ein*wandererhaus Bremerhaven wieder als Grundlage dient) und gewiss seine Stärken hat, scheint mir indes auch nicht der Königsweg. Schwerer als der Umstand, dass dieses Schema inzwischen omnipräsent und recht vorhersehbar ist, wiegt die konzeptionelle Problematik: Der biografische Ansatz neigt zur Verlagerung des Migrationskomplexes in die einzelnen, mithin zur Personalisierung eines gesellschaftlichen Verhältnisses. Migrationsgeschichte wird zur Migrantengeschichte mit klar identifi-

zierbaren Trägern und erfordert umgekehrt die Markierung, Ausstellung und damit in gewisser Weise Aussonderung einzelner als Migranten.

3. Im Gegensatz dazu wäre es lohnend, Modi der Repräsentation zu (ver)suchen, die bewusst die Dichotomie von „Wir und die Anderen" überschreiten. Damit verbindet sich eine Verlagerung weg von dem darin stets mitschwingenden kulturalisierenden Blick, auch weg von der anhaltenden Konzentration auf „Identität" und „Fremdheit" und stattdessen hin zu einem stärkeren Interesse für Prozesse der Neukonstituierung des Sozialen und Politischen in der Migrationsgesellschaft. Nicht zuletzt wären übergreifende Zugänge zu forcieren, um Kategorisierungen und Spaltungen, die auch in der Rede von und Forderung nach „Integration" immer wieder aufscheinen, nicht zu reproduzieren: Als viel versprechender, derzeit häufiger zu sehender, nach wie vor jedoch recht interessanter Zugang erscheint der topografische. Im Fokus auf spezifische Orte, sei es in ihrer historischen Schichtung oder in ihrer gegenwärtigen Prägung, lassen sich komplexe Verflechtungsgeschichten entdecken und erzählen, die mannigfaltige Facetten von Migration in den Blick bringen, ohne sie als „Anderes" abzugrenzen. Die Ausstellungen „Crossing Munich" (München 2009), „Route der Migration" (Berlin 2011) oder „Ortsgespräche" (Kreuzberg Museum, ab 2012) können hier als Orientierung dienen.

4. Daran anknüpfend scheint es nach wie vor entscheidend, Migration jenseits eines traditionell dominanten nationalen Rahmens zu betrachten, ohne zugleich im Lokalen zu versumpfen. Eine gelungene Verknüpfung von Ebenen und Reichweiten der Analyse – von lokal über national bis global – gelang etwa der Ausstellung „Migropolis. Atlas of a Global Situation" (Venedig 2009), die der Mobilität von Menschen, Waren und Bildern am Beispiel des Knotenpunkts Venedig nachspürte und die Stadt entlang der Parameter von Bewegung und Begegnung kartierte.

5. Daran wiederum anknüpfend gilt es auch, einmal mehr den Gedanken des „Migration Mainstreaming" in den Vordergrund zu rücken, also das Hineinweben von Aspekten und Perspektiven der Migration in sämtliche museale Repräsentationen. Dies wurde vom Präsidenten der Bundeszentrale für politische Bildung, Thomas Krüger, bereits auf der Tagung von 2002 als zentrale Aufgabe begriffen und hier zeigen sich in den letzten Jahren punktuelle Fortschritte. Auf die generelle Maßgabe wird man sich dabei schnell einigen können, doch die Komplexität liegt im Konkreten. Denn die Frage ist doch: Wie lässt sich die relativ frisch entdeckte und öffentlich keineswegs allseits präsente Bedeutung von Migration akzentuieren bzw. dem Komplex die notwendige Anerkennung und Sichtbarkeit verleihen, ohne das Thema als Sonderfall abzugrenzen? Und umgekehrt, wie ist Migration in übergreifende Darstellungen einzuspielen, ohne sie darin sogleich wieder verschwinden zu lassen? Sind wir – als Museumslandschaft, als Besucher, als Gesellschaft – schon so weit, den expliziten gegen einen stärker integralen Zugriff einzutauschen? Hier sind in jedem Einzelfall sensible Lösungen (und Mischungen) zu finden.

6. Und letztens zur Institutionalisierung: Es gibt inzwischen – man mag dazu stehen, wie man will – mindestens ein Migrationsmuseum in Deutschland, das erweiterte Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven. Die Frage kann also nicht mehr, wie noch vor Kurzem, heißen: „Brauchen wir ein Migrationsmuseum?", sondern höchstens: „Brauchen wir dieses?". Die ernsthafte kulturpolitische Forderung für Lobby-Gruppen in diesem Feld – wie DOMiD – müsste indes lauten: „Schaffen wir zwei, drei, viele Migrationsmuseen!"

Zusammengefasst lässt sich also sagen: Wir sind in der Frage der Sammlung und Darstellung von Migrationsgeschichte in Deutschland an einem Punkt, an dem einerseits viele Museen, kleine wie große, ihre Erfahrungen noch machen und ihre Beiträge noch leisten müssen. Zugleich ist eine erste Welle an Projekten (Ausstellungen, Tagungen, in kleinerem Umfang Sammlungsinitiativen) durch die Lande gegangen und so ist der Eindruck zu vermeiden bzw. zu entkräften, dass es sich bei Migration um ein museales Modethema der Nuller- und frühen Zehnerjahre handelt. Die Aufgabe für die nächsten Jahre wird sein, die Sammlung und Darstellung von Migrationsgeschichte konzeptionell weiterzuentwickeln und vor allem nachhaltig zu verankern.

"Wir graben den Schacht von Babel" – Kulturpolitische Grundlagen des Sammelns und Darstellens von Migration

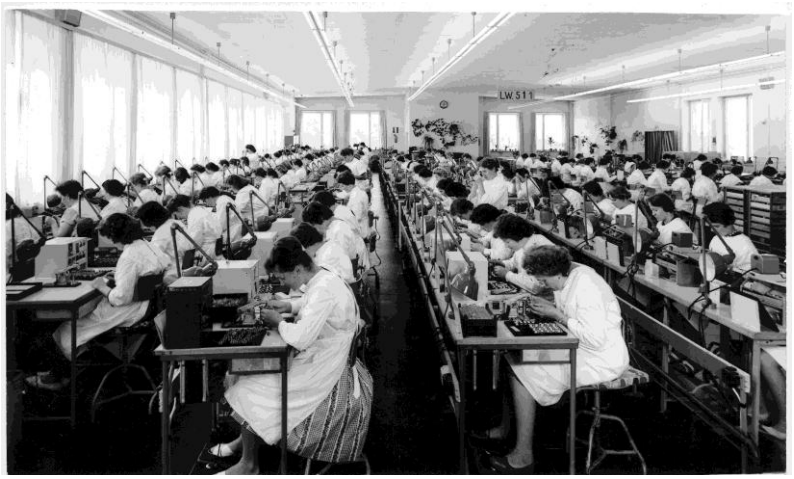
Dr. Manuel Gogos, freier Autor und Ausstellungsmacher

In der Ausstellung „Projekt Migration", Abteilung Friesenplatz, war im Jahr 2005 folgendes Bild zu sehen: Zwei Männer im Schatten eines Olivenbaums. In altmodischen Anzügen liegen sie auf dem Boden und schlafen. Der eine ist zu Besuch. Seit dem Zweiten Weltkrieg, in dem er als Soldat der deutschen Wehrmacht gedient hat, sind erst 15 Jahre vergangen. Der andere kommt von hier. Im großen Krieg, den sie hier „I Katochi" nennen – die Zeit der deutschen Besatzung in Griechenland –, hatte er vier kleine Kinder zu ernähren. Er schmuggelte Getreide von der Insel Thassos aufs Festland. Als sie ihn erwischten, haben sie ihn halb tot geschlagen. Eine junge Frau, Tochter des Deutschen und Schwiegertochter des Griechen, fängt die Szene mit der Kamera ein – für mich, den Enkel, ist das Foto eine wichtige „Überlieferung".

DOMiD-Archiv, Köln

Der Schmuggler und der Wehrmachtssoldat – es sind ganz unterschiedliche Erinnerungen, die sich in diesem Bild verschlingen. Im deutschen Geschichtsbuch wird man allenfalls die Geschichte des Soldaten nachlesen können. Was aber ist mit den anderen Geschichten, die mit den so genannten „Gastarbeitern" seit Mitte der 1950er Jahre in dieses Land eingeschleppt wurden?

Die Erinnerungskultur ist in den Kulturwissenschaften der letzten beiden Jahrzehnte zur zentralen Kategorie avanciert. Historische Jubiläen und Gedenkveranstaltungen sind zu einem festen Ritual in der Erinnerungslandschaft Deutschlands geworden. Meist wird dabei die Zeit des Nationalsozialismus erinnert. Die Durchbrechung der Mauer des Schweigens und der „Unfähigkeit zu trauern" hat von der Generation der 68er noch erstritten, ihren Vätern regelrecht abgetrotzt werden müssen. Nach den Auschwitz-Prozessen der 1960er Jahre vervielfachte sich die Erinnerung an die Zeit zwischen 1933 und 1945. Auschwitz, so hat es Maxim Biller formuliert, ist seither der Fluchtpunkt jeder Erinnerungskultur in Deutschland.



"Spurensuche. Die Griechen von Kettwig" (www.geteilte-erinnerung.de)

Doch Geschichtsnarrative und politisch-historische Zugehörigkeit in demokratischen Nationalstaaten leben von der Beteiligung *aller* Bürger und Gruppen an den Formen historischer Erinnerung. So gilt es heute, auch die Narrative der Einwanderung fünfzig Jahre nach den Abschluss der Anwerbevereinbarungen mit Italien, Griechenland, Spanien oder der Türkei ins allgemeine Geschichtsbild nachzutragen, auch das ist heute zweifelsfrei eine Aufgabe gesellschaftlicher Erinnerungspolitik.

Die historische Matrix sei hier noch mal in Kürze rekapituliert: Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durchliefen die europäischen Volkswirtschaften Frankreichs, Belgiens, Großbritanniens und Deutschlands einen außerordentlichen Boom. In dieser Phase, die von den 1950er bis in die erste Hälfte der 1970er Jahre währte, waren die Arbeitskräftereserven Westeuropas von der rapide wachsenden Wirtschaft bald aufgezehrt. Die Industrieländer sahen sich damit genötigt, die Nachfrage nach Arbeitskräften durch Zuwanderung zunächst aus dem südeuropäischen Ausland zu decken.

Der Migrationsprozess der Nachkriegsära war nationalstaatlich reguliert. Das wichtigste Instrument zur Steuerung und Strukturierung dieser Zuwanderung waren bilaterale Abkommen, die einem Staat das Recht einräumten, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in einem anderen Staat anzuwerben und in den eigenen Arbeitsmarkt einzuspeisen. Das Resultat der dynamischen Wanderungsbewegungen war eine intensive Internationalisierung der Arbeit. Er setzte Millionen von Menschen in Bewegung, deren Schicksal zum integralen Bestandteil der deutschen Sozialgeschichte wurden.

Freilich wäre auch daran zu erinnern, dass die Anwerbeverträge jahrelanger Gegenstand interministerieller Querelen waren: Während das deutsche Wirtschaftsministerium – angestachelt von der Industrie – auf Anwerbung aus dem Ausland drängte, fürchtete das Innenministerium um die innere Sicherheit. Jahrelang handelte die Bundesregierung deshalb gemäß einer internen Grundsatzentscheidung (vom Mai 1962), außereuropäische Länder bei der Anwerbepolitik prinzipiell nicht zu berücksichtigen. Bestenfalls schien eine Anwerbung aus den Anrainerstaaten des Mittelmeers denkbar, deren Kulturen noch kompatibel schienen. Das hieß zunächst aus Italien, dem „Land in dem die Zitronen blühen“, wovon sich bereits einige verwegene Urlauber jenseits der Alpen selbst überzeugt hatten. Und dann auch aus Griechenland, einem Land, das in der Tradition des philhellenischen Bildungsbürgertums viele Deutsche zumindest „mit der Seele“ suchten. Dieses Reservoir des christlich-abendländischen Kulturkreises suchte man auszuschöpfen, eine Regel, von der man nur in wenigen Fällen abgewichen ist: so in den Vereinbarungen mit der Türkei vom 31. Oktober 1961 und später, im Jahre 1964, mit Marokko und Tunesien, Vereinbarun-

gen, die sich durch besondere Restriktionen auszeichnen, obgleich es die heutige Nervosität angesichts des Islam damals nicht gab.

Tatsächlich gibt es heute Anzeichen, dass diese transnationale Erzählung aus der Gastarbeiterära allmählich zum Thema öffentlicher Erinnerung wird. Es war ja nicht zufällig der fünfzigste Jahrestag des deutsch-italienischen Anwerbevertrags 2005, anlässlich dessen das „Projekt Migration" ins Leben gerufen wurde. Dem „Griechen-Jubiläum" von 2010 (zu dem ich selbst in Essen die Ausstellung „Spurensuche. Die Griechen von Kettwig" gezeigt habe) folgte im letzten Herbst das „Türken-Jubiläum" (dem DOMiD mit Ausstellungen in Köln, Düsseldorf und Berlin gedachte). Die Aufzählung dieser Gedenkkultur anlässlich von Jahrestagen klingt banal – zeigt aber eben doch auch eine veränderte Erinnerungs- und Repräsentationskultur an.

Es ist eine bewährte und beliebte Strategie von Museen, ihre Sammlungsbegehren mit solchen runden Jahrestagen in Verbindung zu bringen, sie gewissermaßen zu „legitimieren" und auch zu finanzieren. Tatsächlich findet anlässlich dieser Jahrestage aktuell in der deutschen Museumslandschaft ein regelrechter Boom statt. Oft mit heißer Nadel gestrickte Sonderausstellungen versuchen landauf landab in Sachen „Wissen der Migration" eilig, die Bildungslücken zu schließen. Stadtmuseen erfinden sich als Stadtlabore neu (wie das Historische Museum in Frankfurt am Main), Museologinnen und Museologen mit Migrationshintergrund (wie ich) schreiben Ausstellungskonzepte und verweben die Stadtgeschichten mit dem Goldrand der Migration (wie für das derzeit entstehenden Stadtmuseum Stuttgart). In Berlin, aber auch in Reutlingen, Heilbronn oder Lüdenscheid werden bestehende Sammlungen einer Revision unterzogen, ob mit geschärftem Blick für die Migration nicht das eine oder andere Objekt der Stadtgeschichte verfängt.

Letztlich bleibt den Stadtmuseen mit ihren Beständen aus dem 19. Jahrhundert gar nichts anderes übrig, als die Migration in ihre Häuser hineinzukomplimentieren. Wollen sie weiterhin Spiegel ihrer Stadtgesellschaften sein, müssen sie sich mit neuen Identitätskonstruktionen wie dem „Stuttgarter Griechen" oder dem „Kreuzberger Türken" beschäftigen. Migration heute findet zumeist in der Nachbarschaft statt. Also gehört sie auch ins Nachbarschaftsmuseum wie in Kreuzberg oder – dem Sloterdijk'schen „Museum der inneren Ethnologie" – ins ehemalige Völkerkundemuseum Rautenstrauch-Joest in Köln.

Migration ist kein Rand- oder Epiphänomen der Verstädterung, sondern einer ihrer Motoren. Migrationen und ihre Akkumulationsprozesse schreiben sich ins Herz der Städte ein. Und der Blick entscheidet darüber, wie wir die Entwicklung beurteilen. Wahrnehmung ist auch eine Form der Anerkennung: Wirft man – 50 Jahre nachdem die Deutschen ihre Nachbarn ins Land gebeten haben – in den Ausstellungen von Köln oder Berlin einen Blick aus dem Fenster, so schließt sich die Geschichte der Migration, wie sie drinnen erzählt wird, mit der Gegenwart draußen kurz. Das alles bezeugt eine nachholende Anerkennung von Geschichte und Gegenwart der Migration.

Überlieferungen der Migration

Allerdings kann man diese Form der „Top-Down Kulturpolitik" auch kritisch sehen. Wie Paul van de Laar, Professor an der Erasmus-Universität und stellvertretender Leiter des Historischen Museums Rotterdam:

„*Die meisten Stadt- und kulturhistorischen Museen sollen ihre Arbeit verändern. Der durch politischen Druck und aus finanziellen Gründen geforderte Auftrag besteht darin, dass Kuratoren als Sozialtherapeuten arbeiten sollen. ... Überspitzt formuliert unterstützt der Museumsrundgang die Sozialpolitik, denn das Angebot des Museums soll den Integrationsprozess komplettieren.*“[1]

Man mag die Umdeutung von Stadtmuseen in Integrationsagenturen mit van de Laar kritisieren. Allerdings ist Migration bis heute tatsächlich eine „unterbelichtete“ Geschichte, die zwar hier mitten „unter uns“ stattfindet, die aber nicht in den offiziellen Austragungsorten wie in Denkmälern, Straßennamen oder im Museum thematisiert, sondern meist nur im „Familienroman“ oder in der „Küchentischhistorie“ tradiert wird. Wie Migrationserfahrungen lebensgeschichtlich weitergegeben werden, versuchte der französische Analytiker Jacques Hassoun in seinem Buch „Schmuggelpfade der Erinnerung“ zu beantworten.[2] Er betont darin die Bedeutung kultureller Überlieferung – gleichgültig, ob es um die Ermordung des armenischen Volkes, die griechische und jüdische Diaspora, arabische Migranten in Frankreich oder türkische in Deutschland geht. Das gilt umso stärker, wo die kulturelle Überlieferung durch die Abkopplung von einer vorgängigen „Heimat“ zu einer „prekären“ Sache wird. Ihre Familiengeschichte kennen die meisten jungen Migrantinnen und Migranten nur bruchstückhaft. Viele Eltern tabuisieren ihre Migrationserfahrung regelrecht, oft aus Scham über demütigende Erfahrungen durch die Aufnahmegesellschaft. Eigentlich ist ja der ganze lebensweltliche Zusammenhang nichts anderes als ein Fortsetzungsroman. Unsere Selbstkonstruktionen sind aus Fragmenten von Kindheit und Herkunft zusammengeklittert: ein Wiegenlied, die Sprache der Mutter, eine religiöse Illusion. Dieses kulturelle Erbe kann in Essgewohnheiten liegen, in Träumen und Traumata, in Sprichwörtern und Lebensmaximen. Ich zitiere aus den Erinnerungen einer russischen Jüdin:

„*Migranten kommen an und versuchen, Krümel zu sammeln. Ich erinnere mich an meine Oma. Irgendwer erinnert sich immer an seine Oma. Ich lerne aus diesem jüdischen Kochbuch und erkenne viele Gerichte, die wir noch zuhause machten. In der engen Wohnung duftet ein Borschtsch. Na und? Jeder kann in seiner Vergangenheit solche Momente finden. Wir waren eben keine Juden im ethnographischen Sinn. Hier in der jüdischen Gemeinde laufen Deutsche herum und Russen und was sie alle vereint, ist nur die Abstammung. Die fußt auf Kriterien, die auch im Judenpass im Dritten Reich erhoben wurden. Nur ist die Diskriminierung hier positiv. Das, finde ich, ist das eigentlich Problematische an dieser Emigration.* “[3]

Mit Michel Foucault könnte man sagen, dass sich die Geschichte dem Leib einschreibt, dass die Körper zu Trägern von Migrationserfahrungen werden: „*Schließlich hat die Herkunft mit dem Leib zu tun. Sie schreibt sich in das Nervenkostüm, in das Temperament, in den Verdauungsapparat ein. Der Leib – und alles, was den Leib berührt – ist der Ort der Herkunft.*“[4]

Und doch gehört zu überliefern zu den wesentlichen Voraussetzungen menschlicher Existenz. „*Überliefern ist ein Imperativ, immer und für jede Gesellschaft*“, schreibt Jacques Hassoun. Doch die

1 Paul van de Laar, Erbe und das Leben der Anderen im Einwanderungsland. 2009. Einsehbar unter: http://www.interkulturpro.de/ik_pdf/vortrag-van-de-Laar.pdf.

2 Jacques Hassoun, Schmuggelpfade der Erinnerung. Muttersprache, Vaterwort und die Frage der kulturellen Überlieferung. Frankfurt/M. 2003.

3 Zitiert aus: Manuel Gogos, Die Russen kommen III. In: Das Magazin der Kulturstiftung des Bundes, Nr. 15 (2010).

4 Michel Foucault, Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Ders., Von der Subversion des Wissens. Frankfurt/M. 1987, S. 71.

Überlieferungsprozesse in der Migration sind spezifischer Art. Migranten reisen mit leichtem Gepäck. Noch leichter ist nur die Jenseitsreise von Flüchtlingen. Die neuen Boatpeople kommen mit leeren Händen über das Mittelmeer – allenfalls retten sie Leib und Leben. (Und so kann man bestenfalls noch eines jener Schiffe in Ausstellungen bugsieren.)

Schmuggelgut der Erinnerung

Angesichts dieser spezifisch „immateriellen" Art der Überlieferung scheinen Michael Fehr – dem Institutsleiter des Berliner Instituts für Kunst im Kontext, der 1987 die Idee eines Migrationsmuseums erstmals öffentlich verfochten hat – in jüngerer Zeit Bedenken gekommen zu sein, ob das Museum wirklich der geeignete Ort sei, Migration zu thematisieren:

„*Vielleicht ist schon die Idee, im Museum den geeigneten Ort für eine Auseinandersetzung mit der kulturellen Situation der zugewanderten Menschen zu sehen, falsch. Zumindest wirft sie jedoch Fragen auf. ... Denn nicht alle Kulturen sind im gleichen Sinne oder überhaupt derart materiell orientiert wie die westeuropäischen, und nur wenige haben den Umgang mit Dingen als eine Kulturtechnik so ausgebildet, wie es für die hoch industrialisierten westlichen Gesellschaften typisch ist. Eine Reflexion in diesem Sinne tut aber umso mehr Not, wie es um die Darstellung der Situation von Menschen geht, die hier schon aufgrund ihres Status als Zuwanderer als vergleichsweise 'Materialarm' erscheinen und die selbst dann, wenn für sie ihre materielle Kultur einen Stellenwert nach mitteleuropäischem Verständnis einnähme, niemals so darauf zurückgreifen könnten, wie es die eingesessene Gesellschaft kann.*"[5]

Auch van de Laar äußert sich skeptisch, ob die Fixation auf eine materielle Überlieferung nicht Gefahr läuft, das Thema Migration zu verfehlen.

„*Die Kollegen aus den Museen konzentrieren sich auf Objekte und suchen nach neuen Hinweisen, wie man 'Migrantenobjekte' akquirieren kann. Die Kuratoren bemühen sich gewohnheitshalber sehr um Authentizität, denn diese Frage ist für sie sehr wichtig. Aber gleichzeitig wird in zunehmendem Maße anerkannt, dass die Vertreter der Migrantengruppen oder Migrantenorganisationen sich weniger damit beschäftigen. Jede Diskussion, jeder Workshop, zu dem Migranten eingeladen sind, zeigt, dass Migranten das Erbe anders bewerten als wir als Träger der christlichen Kulturgüter. Migranten identifizieren sich im Allgemeinen vor allem mit dem immateriellen Erbe.*"[6]

Ich möchte in einigen Punkten widersprechen. Zunächst ist die Geschichte DOMiDs der beste Beweis dafür, dass Migranten durchaus auch ihr materielles Gedächtnis schätzen können und bewahrt wissen wollen. Bereits Ende der 1980er Jahre hatte man damit begonnen, in eigener Regie Bilder, Fotos und Artefakte aus der Pionierzeit der ersten „Gastarbeiter" zusammenzutragen und damit Geschichte zu „schreiben". Und dann: Zugegeben, Museen sind traditionell eher Ding-fixiert. Ausgeblendet bleiben dabei oftmals Prozesse von „Un-Dingen" wie Informationsfluss oder Überlieferung. Darum war die progressive museale Praxis der letzten beiden Jahrzehnte dem Objekt eher abhold. Andererseits käme der Versuch, das Objekt aus dem Museum zu verbannen eine museologischen Bankrotterklärung gleich. Dinge können ermächtigen und er-

[5] Michael Fehr, Überlegungen zu einem Migrationsmuseum. In: Jahrbuch für Kulturpolitik 2009. Essen 2009, S. 265-270.

[6] Van de Laar, Erbe, 2009.

möglichen, verhindern und ausschließen. Der Wissenschaftstheoretiker – und Kurator – Bruno Latour rehabilitiert darum regelrecht das Objekt als Träger der Erinnerung.

„*Wie niedere Bedienstete leben die Dinge an den Rändern des Sozialen. Als hinge ein Fluch über den Dingen, verbleiben diese schlafend wie die Dienerschaft eines verwunschenen Schlosses. Doch sobald sie vom Bann erlöst werden, beginnen sie sich zu regen, zu recken und zu murmeln.* "

Es gibt eine hartnäckige Nachbarschaft zwischen Menschen und Dingen, eine fortgesetzte Vertrautheit, ja „Anhänglichkeit":

„*Wie lange kann man einer sozialen Verbindung folgen, ohne dass Objekte dazwischentreten? Eine Minute? Eine Stunde? Eine Mikrosekunde?*"[7]

Handlungen bestehen selten aus reinen Mensch-zu-Mensch oder Objekt-Objekt-Verbindungen, sondern in der Regel im Zickzack, in Oszillationen vom einen zum anderen. Wenn wir Dinge so ansehen und zum Sprechen bringen – haben wir Ausstellungsmacher heute damit nicht konzeptionelle Instrumente in der Hand, die intelligenter und subtiler sind als Integration und Leitkultur? Es ist der Blick, der darüber entscheidet. Auch zur Diasporaforschung, zu Supra- und Transnationalität, zu Glokalisierung und Interkultur lassen sich Erinnerungsobjekte finden – Schmuggelgut, das mitgeschleppt wurde, kulturelles Treibholz, das aus einem anderen zeitlichen Horizont ans Gestade der Gegenwart gespült wird.

Wer Migrationsgeschichte ausstellen möchte, betreibt Archäologie der Gegenwart. Er arbeitet mit Bildern von Frauen in geblümten Arbeitskitteln, oder von Wohnungsinterieurs mit psychedelischen Tapetenmustern. So etwas gibt es auch in der Mehrheitsgesellschaft, aber die Bilder sind anderes codiert. Dies ist einer der Gründe, warum Migration das Museum herausfordert:

Wie wäre einem Menschen die Erfahrung eines anderen zu vermitteln? Und: Wäre das in letzter Konsequenz nicht immer unmöglich? Vergleichen wir noch einmal etwas genauer das Mentalitätserbe von „Sesshaften" und „Mobilen": Wollen wir den Menschen als phänomenales Wesen studieren, fragen wir nach seinen Gewohnheiten. Die Beziehung des sesshaften Menschen zu seinen Gewohnheiten ist innig. Er ist ein Gewohnheits*tier*. Er hat sich auf den elementaren Bereich des Alltäglichen durch unendliche Wiederholung tief eingelassen. Er hat Lesen, hat die Zeichen deuten gelernt. Einem Blinden gleich, der lernt in der vertrauten Umgebung ohne Stock zu gehen, und ohne Zögern. Sicherheit, Schnelligkeit, Klarheit: Das ist die *Macht der Gewohnheit*.

Demgegenüber lassen sich die Befindlichkeiten in der Migration als Zustand des „Außergewöhnlichen" beschreiben. Nicht zufällig stehen Migrationsgeschichten am Anfang aller drei abrahamitischen Religionen: Die Geschichte des Exodus, die Geschichte der Hedschra. In diesen Geschichten wird der Bruch mit der Lebenswelt betont, zu dem diese Religionen einladen. Diese Urbewegung der Religion wird in jeder Migration im Kleinen wiederholt. Sicher waren und sind Migranten damit *Vorboten*, zunächst der Europäisierung, dann der Globalisierung. Sie haben als

[7] Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt/M. 2010, S. 127.

erste vorgeführt, dass die Welt ein „globales Dorf" ist. Migranten seien „*Fenster, durch die die Einheimischen die Welt sehen können*", meinte Vilem Flusser.[8]

Und doch taugen die Migranten des 20. Jahrhundert nur bedingt zur Lichtgestalt des modernen Nomadentums. Denn sie streben nicht danach, auf ewig als mittel- und obdachlose Wanderer zwischen den Welten herumzuirren. Viele würden dem getriebenen Dasein die Sesshaftigkeit vorziehen. Sie möchten ihren Lebensraum und ihre Privatsphäre haben, im Raum lokalisierbar sein, eine Adresse haben, sich aus der Anonymität der Dunkelziffer herausarbeiten, wieder erkennbar sein und wohlmöglich gegrüßt werden. Kurz: Sie möchten vom Fernsten zum Nächsten sich machen.

Auch die „Gemütlichkeit" wird adoptiert: Man macht Ausflüge in den deutschen Forst, lässt sich mit den Kindern in den Hochständen der Jäger fotografieren. Man beginnt, Stuttgart hübsch zu finden, entwickelt Neigungen zu Schwarzbrot und Wurstsalat (umgekehrt findet das Gemeinwohl Geschmack an Pizza und Zaziki.). Man beginnt, den Sperrmüll, in dem man sich aufhielt, aber nicht wohnte, auszutauschen gegen wuchtige Sitzgarnituren. Der Koffer, aus dem man lebte, wird in den massiven Kleiderschrank geräumt.

Kunst und Migration

Dass Migrationsausstellungen mehr sein müssen als „begehbare Geschichtsbilder", dazu ist es hilfreich, nicht nur im alltagskulturellen Feld seine „Ausgrabungen" zu betreiben, sondern auch in der Geschichte der Kunst. Und auch hier wird man fündig: Bereits Anfang der 1970er Jahre widmete sich der griechische Künstler Vlassis Caniaris der Migration und schuf zahlreiche künstlerische Installationen aus „Sperrmüll".

Auch Müll kann man zum Sprechen bringen. Auch diese Dinge haben ein „Gedächtnis". Heute gibt es sogar eine ganze Müllforschung, die durch Tiefenbohrungen in Müllbergen Rückschlüsse auf eine Zivilisation zieht. Caniaris fragte in seiner Ausstellung „Gastarbeiter, Fremdarbeiter": Was ist signifikant für das Leben als Provisorium? Sich einrichten, ohne zu wohnen, sich zu setzen, ohne sich zu binden, Gegenstände zur Hand zu haben, die vernutzt und zerschlissen sind. Caniaris nutzt Utensilien der Mobilität wie die Rollschuhe der Kinder, um die Migranten in „Boten" zu übersetzen (auf das Betreiben Michael Fehrs ist diese Installation im Karl Ernst Osthaus Museum in Hagen zu sehen).

In seiner Installation „Himmel und Hölle" hat Caniaris das Kinderspiel „Himmel und Hölle" zur Metapher gewählt für den Weg der Migranten, ausgespannt zwischen hochfliegenden Hoffnungen und alltäglicher Zerknirschung. Dieses dramaturgische Schema habe ich meiner Ausstellung über die Griechen von Kettwig unterlegt, die sich damit nicht nur in die Migrationsgeschichte, sondern gewissermaßen auch in die Kunstgeschichte einschreibt.

[8] Vgl. Vilem Flusser, Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus. Köln 1998.

"Spurensuche. Die Griechen von Kettwig" (www.geteilte-erinnerung.de)

Für den Ausstellungsmacher ist der Rück- und Abbau von Ausstellungen immer eine besondere Herausforderung. Die Dingwelt, die man ausgegraben, die Geschichten, die man Schicht für Schicht freigelegt hat, sie alle laufen Gefahr, wieder in der Versenkung zu verschwinden. Und man fragt sich unwillkürlich: Wo aber ist der feste Ort für all diese Speicherprozesse? Frau Georgi wird heute Nachmittag noch zum Migrationsmuseum sprechen und ich will mich darum nicht zu lang dabei aufhalten, nur so viel: Der Ausstellungsmacher Gottfried Korff deutet das Migrationsmuseum als „*Heimatmuseum für die globalisierte Welt*". Das Heimatmuseum der Globalisierten Welt könnte helfen, die skizzierten Verwerfungen zwischen Wanderung und Sesshaftigkeit neu auszutarieren. Und es müsste dabei keineswegs fürchten, dabei am Mangel einer materiellen Überlieferung einzugehen. Möglicherweise kristallisiert sich dann das Kulturelle Erbe als Nippes in der Glasvitrine. Nicht als nostalgische Reminiszenz eines „Türkenmuseums" (wie es Faruk Şen, der ehemalige Leiter des Zentrums für Türkeistudien gefordert hat), sondern als Ausdruck einer transnationalen Durchdringung – denn auch Kitsch ist eine transnationale Kategorie.

„Wir graben den Schacht von Babel"

So gerecht der Ruf nach einem zentralen Migrationsmuseum in Deutschland auch klingen mag, so wenig wurde er bislang von der deutschen Kulturpolitik erhört. Lieber stürzen sich ambitionierte Vertreter des Musealiserens auf die Migration, eben weil sie das herkömmliche Museum als Ort der nationalen Selbstvergewisserung ad absurdum führt. Die Migration fordert das Museum heraus. „*Migrationsausstellungen sind dazu prädestiniert, als Lackmustest für ein museales Selbstverständnis herzuhalten*," sagt die Berliner Ethnologin Kerstin Poehls. Aber ehe wir in den allgemeinen Chor für das Migrationsmuseum einstimmen, möchte ich ein letztes Mal einen Kontrapunkt setzen. In seinem Artikel „Erbe und das Leben der Anderen im Einwanderungsland" hat Paul van de Laar die für unsere Ohren etwas ketzerische Frage gestellt, ob das Primat des Erinnerns und Sammelns nicht *überhaupt* nur ein Vorurteil unserer vergangenheitsfixierten Kultur ist.

„*Die Welt ist „musealisiert" worden und ist erfüllt von einer Sehnsucht nach Nostalgie. Alles was wir in Europa schätzen, von Alltagsobjekten bis zu Denkmälern, wollen wir für unsere Nachkommen erhalten. Die Europäische Kommission spricht in diesem Zusammenhang von Erbe-Gemeinschaften derjenigen, die sich um das Erbe sorgen und sich gemeinsam bemühen, es zu bewahren. Man kann sich durchaus die Frage stellen: Gibt es nicht zu viel Erbe?*"[9]

Als ich van de Laar vor einigen Jahren kennen lernte, fand ich seine Überlegungen zu einer Vergessens- statt einer Erinnerungskultur höchst erfrischend. Sind Archive nicht wirklich oft damit

[9] Van de Laar, Erbe, 2009.

ausgelastet, aufzuarbeiten, was sie „auf Halde“ haben. Ist es nicht die Krux der Museen, dass sie nicht loslassen können? Ist es nicht nur unsere Manie, alles aus dem Kurz- ins Langzeitgedächtnis überführen und auf Dauer stellen zu wollen?

Ist nicht auch das Vergessen ein sehr vitales Vermögen, wie schon Nietzsche meinte? Muss nicht dem „In-die-Welt-Bringen“ von Artefakten auch ein „Aus-der-Welt-Bringen“ entsprechen? Wäre die Welt nicht sonst eines Tages verstellt und verstopft? Wie sonst ließe sich die Balance zwischen Schöpfung und Vernichten gewährleisten?

Doch als ich dann eines Tages die Bilder vom eingestürzten Kölner Stadtarchiv sah, war ich wie viele überwältigt von diesem Sinnbild eines radikalen Verlusts materieller Überlieferung. Dorther rührt auch der Titel meines Vortrags: „Wir graben den Schacht von Babel“. Für mich ist das Sinnbild auch übertragbar auf den dramatischen Verlust, den es bedeuten würde, die Geschichte der Migration in Vergessenheit geraten, in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Die Diskussionen um die Partizipation der Migranten an einem „kollektiven Gedächtnis“ der Nationalstaaten sind nur allzu berechtigt. Johannes Rau fragte auf dem Historikertag 2002: „*Was bedeutet Geschichte als Quelle für Identifikation und Identität in einer Gesellschaft, in der Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Kultur zusammenleben? Wie kommt es zu einem ‚Wir’ in einer solchen Gesellschaft?*“

Die Frage nach dem Bindemittel, nach dem Kitt, der die Gesellschaft im Innersten zusammenhält, ist in allen Integrationsdebatten noch immer die Preisfrage. Zugleich sind wir heute, zehn Jahre nach dem Statement des ehemaligen Bundespräsidenten, unendlich viel weiter. Mit einer Begrifflichkeit des kulturell „Hybriden“ (bzw. des „Kreolischen“, des „Bastardisierens“ etc.) gilt das, was einst als Zerrissenheit angesehen wurde, als kreative Spannung. Es sind also nicht nur wichtige soziale Orte wie der kroatische Fußballverein, die Folkloregruppe oder das Jugendhaus, in denen die komplexen Identitäten von „Jugendlichen mit Migrationshintergrund“ ausgehandelt werden. Ihre Lebensstile sind in der zweiten, dritten und vierten Generation heterogen und dynamisch, und sie entfalten sich überall. Längst sind junge Migranten auch als Künstler sichtbar, als Musiker oder Kabarettisten.

Und zugleich werden die einstigen „Exoten“ unsichtbar. Viele haben längst den stillen Marsch durch die Institutionen angetreten. Als Wissenschaftler, Journalisten und Politiker beginnen sie selbst, Themen zu setzen und Meinung zu machen. Als Redakteure und Museologen haben sie nun auch selbst die Möglichkeit, die Erinnerungskultur vielstimmiger zu machen. Es ist für jeden Menschen von höchstem Interesse, Anspruch auf seine Vergangenheit zu erheben. Das aktive Erinnern an das Schicksal der Vorläufer ist aber mehr als eine pietätvolle Hommage an die Alten; es ist selbst Teil des eigenen Begehrens. Damit ändern sie zugleich die Selbstwahrnehmung einer sich transformierenden Bundesrepublik. Auch das kollektive Gedächtnis operiert in beide Richtungen: zurück und nach vorne. Und so kann es gar nicht anders, als eine Ausdifferenzierung, Pluralisierung und Transnationalisierung der Erinnerungskulturen in Deutschland zu forcieren. Die Fassung einer solchen Geschichtsschreibung von der Warte der Migration aus bürstet Erzählstränge gegen den Strich. Aber es geht nicht einfach um eine Inversion; anhand der Gegenerzählungen müssen sich zentrale Schreib- und Kanonisierungsstrategien grundsätzlich auf ihre Stichhaltigkeit befragen lassen. Es geht also nicht allein um Inhalte des kulturellen Gedächtnisses; es geht um die Thematisierung der Speicherungsprozesse selbst. Es ist dabei nicht einzusehen,

warum Deutschland mit seiner Integration in Europa und Europa mit seiner Anpassung an die globalisierte Welt nicht fertig werden sollten. Denn die großen Laboratorien der Migration waren schon immer auch große Schulen der Zivilisation.

Die museale Repräsentation der Migration

Dr. Kerstin Poehls, Humboldt-Universität Berlin

Vielen Dank für die Einladung nach Köln. Ich freue mich, heute mit einigen Gedanken zur Tagung und zur Diskussion beitragen zu dürfen. Im Rahmen des Forschungsprojektes „Exhibiting Europe" habe ich mich seit 2008 vom Berliner Institut für Europäische Ethnologie aus damit beschäftigt, wie Migration und Europa im Museum zu ganz offensichtlichen Themen werden. Was seither zu beobachten war, kann kaum anders als ein „Boom" beschrieben werden – insbesondere für Migrationsausstellungen und entsprechende Museumsinitiativen. Wo Migration draufsteht, stecken in der Regel auch gewisse Ideen von Europa, von seinen symbolischen oder historischen Grenzen drin – seien das implizit und historisch gewachsene oder solche in explizit EU-kritischer Absicht.

Das Museum gilt vielen als ein Ort des Hin- und Stillstellens – und das stimmt wohl auch meistens, denn die Dinge bewegen sich im ganz wörtlichen Sinne nur selten, wenn sie erst einmal in der Vitrine angekommen sind. Die amerikanische Museologin Barbara Kirshenblatt-Gimblett ortet gerade zwischen diesen stillen, still stehenden Dingen Utopien.[1] Wenn wir uns als Besucher zwischen dem Hingestellten hindurchbewegen, so Kirshenblatt-Gimblett, geraten unsere Gedanken in Bewegung: Wie hätte es gewesen sein können, als die Dinge noch benutzt wurden, also außerhalb des Museums existierten? Oder auch: Was sagen die Dinge über uns heute aus, warum stehen sie hier eigentlich? Können wir anhand ihrer sogar Überlegungen zur Zukunft anstellen? Das könnte eine Frage für die anschließende Diskussion sein.

Es gibt unterdessen Versuche, den vermeintlichen Makel des Hin- und Stillstellens ganz konkret anzugehen und die Dinge in Bewegung zu versetzen: Zum Beispiel schlugen Ausstellungsdesigner im ersten Wettbewerb für die geplante ethnologische Dauerausstellung im Berliner Humboldt-Forum ein riesiges Transportband vor, an dem in einer Art Gondel die Dinge über den Köpfen des Publikums vorbeischweben würden. Damit sollte wohl erstens auf die Expeditionsreisen verwiesen werden, durch die die Berliner ethnologischen Sammlungen überhaupt erst zustande kamen – wiederum eingebettet in Kolonialismus und transkontinentale Handelsbeziehungen. Zweitens würde so die Dauerausstellung „mobilisiert", denn hinter den Kulissen könnten die Objekte in den Gondeln ausgetauscht werden – so entbinden die Kuratoren sich zumindest ansatzweise von den langen Laufzeiten der Dauerausstellungen, die ja oft auf acht, zehn oder noch mehr Jahre angelegt sind.

Ein anderes Beispiel ist die Berliner Route der Migration, die im vergangenen Herbst unter anderem am Kreuzberger Oranienplatz zu besuchen war, und wo Besucher zu einer musealen Samm-

[1] Vgl. Barbara Kirshenblatt-Gimblett, The Museum – A Refuge for Utopian Thought. In: Jörn Rüsen, Michael Fehr und Annelie Ramsbrock (Hg.), Die Unruhe der Kultur: Potentiale des Utopischen. Weilerswist 2004.

lung zum Thema Migration beitragen konnten. In rote Frachtcontainer verpackt – und welches Objekt verweist eigentlich deutlicher und zugleich ambivalenter auf Bewegung als der Container? – bewegt sich das kulturhistorische Museum so in Richtung seines neuen Wunschpublikums, zu den mobilen jungen Menschen draußen auf der Straße, in die migrantisch geprägten Stadtteile und in die Nähe derjenigen, die sich sonst vielleicht eher für Performancekunst interessieren als für Sozialgeschichte.

Wir sehen also Bewegung allerorten in einer Institution, deren herausragendes Charakteristikum eigentlich genau das Gegenteil ist. Ich möchte ein paar aktuelle Beispiele heranziehen, um das Verhältnis von Migrationsrepräsentationen, dem Museum und Europa auszuloten. Da den meisten hier Anwesenden der deutsche Kontext bestens vertraut ist und wir es ohnehin mit einem in ganz Europa und darüber hinaus zu beobachtbaren Phänomen zu tun haben – stelle ich der gerade laufenden Ausstellung „Berlin Transit. Jüdische Migranten aus Osteuropa in den 1920er Jahren" im Jüdischen Museum in Berlin (23. März bis 15. Juli 2012) die Schau „Migrations. Journeys into British Art" in der Tate Britain in London (31. Januar bis 12. August 2012) und in einem kleinen kulturhistorischen Museum auf der griechischen Ägäis-Insel Lesbos an die Seite.

Die drei Museen sind ganz verschiedenen Themen, Genres und Traditionen verpflichtet, und dementsprechend unterscheiden sich die Erzählungen *von* und Perspektiven *auf* Migration. Sie können aber verdeutlichen, wie *erstens* mit dem Thema Migration auch die europäischen Traditionslinien des (Kunst)Museums/Ausstellens selbst zum Thema werden, wie *zweitens* durch Migration gerade das Fluide, Unspektakuläre musealen Status erlangt und wie *drittens* eine Verschiebung von Migration zu einem weiteren Verständnis von Mobilität stattfindet – wo nämlich Wissen und Ideen, Dinge und Menschen gleichermaßen und dauerhaft in Bewegung sind.

„MIGRATIONS", TATE BRITAIN LONDON

In London laufen Planungen für ein britisches Migrationsmuseum als „*high-profile, symbolic, declarative institution that treats immigration not as a difficult or tiresome subject, but as a major event in its own right*"[2]. Das Museum sieht seinen Platz ausdrücklich im Mainstream, und das darf durchaus auch als Abgrenzung zu weniger der Unterhaltung zugeneigten Institutionen verstanden werden – wie etwa dem französischen nationalen Immigrationsmuseum, der Pariser CNHI, oder temporären Ausstellungen, die auch zeitgenössische Kunst von Anfang an integrieren. Hier steht das New Yorker Museum auf Ellis Island, die Ikone aller Migrationsmuseen, genau so Pate wie der Publikumsmagnet in Bremerhaven, das Deutsche Auswandererhaus.

Während die Initiative für das Migrationsmuseum mit Veranstaltungsreihen, Presse- und Lobbyarbeit nach breiterer Unterstützung sucht und bislang weder Ort noch Budget feststehen, setzt eine der größten britischen Institutionen einen Kontrapunkt: Mit der Ausstellung „Migrations. Journeys into British Art" befragen die Kuratoren ihre Sammlungen nach der Prägekraft von Migration. Die ausgestellten Werke – Gemälde, Plastiken, Skulpturen, Installationen und Videokunst – wollen zeigen, wie die Sammlung „britischer Kunst" das Resultat der Bewegungen von Menschen, Ideen, Techniken, ästhetischen Überzeugungen und Stilen ist. Die Ausstellung geht

[2] Zitiert aus: http://www.migrationmuseum.org/wp-content/uploads/2011/04/Migration-Museum-Proposal.pdf (letzter Zugriff 14.06.2011).

chronologisch vor und reicht vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Konsequenterweise verweisen die Beschriftungen auf die Biographien der Künstlerinnen und Künstler, auf ihre Routen durch Europa nach England, auf die ökonomischen, religiösen oder politischen Umstände, unter denen sie mobil wurden und blieben. Die kurzen Texte gehen den durch die Künstlerinnen und Künstler und ihre Arbeit ausgeübten ästhetischen Einflüssen nach und zeigen, dass sich erst so über die Jahrhunderte ein traditionelles Verständnis von „britischer Kunst" herausbildete. Es wird auf das soziale Umfeld verwiesen, in dem die Kunstwerke (meistens in London) entstanden, und wie auch mit den moralischen und ästhetischen Erwartungen von Auftraggebern gespielt wurde. (Beispielsweise Landschaftsmalerei oder so genannte „Conversation Pieces"). Auch Debatten, welche die neuen Perspektiven und Arbeitsweisen auslösten, wird nachgegangen. Beispielsweise wird eine zeitgenössische Debatte über Frauenrollen und Geschlechterbeziehungen aufgegriffen, die sich in dem Werk von James Tissot bündelt. An dessen Gemälde „The Gallery of HMS Calcutta (Portsmouth)" von 1876 entzündete sich eine Auseinandersetzung über die moralischen Probleme bei der Vermengung vermeintlich „französischer" Darstellungsformen in einem „britischen" Sujet. In einem späteren Kapitel wird dargestellt, wie sich die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von „British" und „Black" auf ein für uns viel expliziter politisch erscheinendes Kunstschaffen im post-kolonialen Großbritannien auswirkte – zum Beispiel im Werk von Keith Piper, dessen Werk „Go West Young Man" von 1987 dafür beispielhaft ist.

Zusammenfassend scheint mir hier dreierlei interessant: Erstens wird dazu angesetzt, von einer Rede von „migrantischen Einflüssen" loszukommen zugunsten eines genaueren Blickes, wie eine allgegenwärtige Mobilität von Künstlerinnen und Künstlern konstitutiv ist für das, was in der Tate Modern als „British Art" gesammelt und gezeigt wurde und wird. Zweitens werden die sozialen Milieus von Kunstschaffenden zwar nicht erschlossen oder gänzlich durchleuchtet, aber immerhin grob skizziert und so ihr Arbeiten in die ökonomischen und politischen Machtverhältnisse der jeweiligen Zeit eingebettet. Drittens – und das entspricht dem Ansatz der Direktorin Penelope Curtis, den eigenen Sammlungsbeständen stärkere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen – veranschaulicht die Ausstellung, wie die zentralen Konzepte, mit denen eine etablierte, europäische Institution wie Tate Britain arbeitet (also auch das Konzept von „British Art"), produktiv zum Wanken gebracht werden können.

„BERLIN TRANSIT", JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

Im Jüdischen Museum werden statt dessen aktuelle Berlin-Mythen zum Wanken gebracht, wenn das Ausstellungspublikum mit der Aussage begrüßt wird, Berlin sei für die Migranten alles andere als ein „Sehnsuchtsort" gewesen. In der streng in weiß und schwarz gestalteten Ausstellung „Berlin Transit. Jüdische Migranten aus Osteuropa in den 1920er Jahren" figuriert Berlin mithin eher blass als ungewollte Station und Kulisse auf Routen, die teils mehrere Kontinente umspannten. In Foto-Projektionen, Presse-Dokumenten, Familiengeschichten und Objekten sollen soziale Milieus aufscheinen, deren Alltag durch die Normalität von Migration geprägt war, wenngleich diese auch oftmals erzwungen war. Einerseits wird dem öffentlichen Leben und Arbeiten im Scheunenviertel nachgegangen, das Vorstellungen von einem kleinbürgerlichen jüdischen Ghetto zu entsprechen schien. Mit seinen Gassen, kleinen Geschäften, Betstuben und Lokalen stand es im Gegensatz zum so genannten „Charlottengrad" im Westen der Stadt – dort lebten wohlhabendere, großbürgerliche jüdische Familien.

Die Ausstellungsarchitektur spielt mit glänzend weiß lackierten Fußböden einerseits und Räumen, die nur durch Schwarzlicht beleuchtet sind andererseits mit der Ästhetik des White Cube und dem Image des heutigen Berlin-Mitte, wo das Scheunenviertel seit den 1990er Jahren zur Zone von Galerien, Kunst und Design geworden ist. Genrebilder aus den 1920er Jahren – teils in antisemitischer Absicht aufgenommen – stehen dazu in einem starken Kontrast, untermauern aber auch die Ausstellungsthese eines mobilen Milieus, dessen Zusammenhalt nicht unmittelbar an den aktuellen Aufenthaltsort gebunden war. Ein Blick auf den exemplarischen Familienstammbaum der Familie Kahan und die Objekte ihres großbürgerlichen Hauses in der Schlüterstraße veranschaulichen dies weiter. In einer Hörstation, die Ortsbeschreibungen, Alltagserinnerungen, Musik, literarische Quellen und Radiomitschnitte zusammenbringt, wird die Vielstimmigkeit und -sprachigkeit besonders deutlich und museologisch wirkungsvoll eingefangen.

Wenn zum Abschluss die Besucherinnen und Besucher mit Reproduktionen zeitgenössischer Postkarten und Fotografien aufgefordert werden, selbst auf „Spurensuche“ zu gehen nach dem im Stadtbild im Vergleich mit dem 1920ern kaum noch sichtbaren jüdischen Berlin, dann zeigt das, wie das Museum auch hier über sich selbst hinaus verweisen will: Nicht um eine geschlossene Erzählung geht es den Kuratorinnen, sondern um einen (wenigstens temporären) Blickwechsel des Publikums. Als verdichteter Raum im Raum will „Berlin Transit“ zu Stadtrundgängen und einem neugierigen Blick auf die unscheinbaren Spuren des historischen jüdischen Berlin auffordern.

MUSEUM FÜR INDUSTRIELLE OLIVENÖLPRODUKTION, AGIA PARASKEVI/LESBOS

Den beiden international bekannten Museen möchte ich eines an die Seite stellen, das der Mehrzahl der europäischen Museen wohl viel stärker ähnelt und entspricht: eher klein, eher regional bekannt und eher abseits der größten Touristenströme gelegen. Wir begeben uns nach Griechenland, wo ich das vergangene Jahr über geforscht habe. In den letzten Monaten dominierten andere Themen und Bilder in der Medienlandschaft, doch in Griechenland geht es nach wie vor auch um die konkreten geopolitischen Außengrenzen Europas. Über die griechisch-türkische Grenze kommen bis heute die meisten Migrantinnen und Migranten aus Osten und Süden in die EU – und so ist auch der deutsch-französische Vorstoß von letzter Woche, mit dem innereuropäische Grenzkontrollen wieder eingeführt werden sollen, eine in höchstem Maße griechisch-europäische Migrationsangelegenheit.

Auch auf der Ägäis-Insel Lesbos landeten bis vor kurzem täglich Hunderte auf kleinen Gummibooten, um weiter nach Athen und von dort aus nach Italien und weiter nach Frankreich, Deutschland, England oder Skandinavien zu kommen. Migration ist hier weiterhin ein Alltagsthema – und der Konflikt, ob nun die Kommunen, die nationale Regierung oder gleich die EU für eine den ankommenden Menschen angemessene Infrastruktur aufkommen sollen, bleibt weiter ungelöst. Gerade diese Frage war in den letzten Monaten auf der politischen Agenda auch weiter nach unten gerutscht.

Museen sind nicht erfunden worden, um tagesaktuell zu all dem Kommentare abzugeben. Meistens sprechen sie eher leise vom Rande des Geschehens her. Doch auf den zweiten Blick erzäh-

len Museen mehr über Europa und Migration, als es sich aufgrund ihres Titels und ihres Themas vermuten ließe. Zum Beispiel das Museum für Industrielle Olivenölproduktion auf Lesbos.

In der Kleinstadt Agia Paraskeví in der Inselmitte zeigt seit 2006 die Dauerausstellung in der ehemaligen Ölmühle, wie aus Oliven seit Anfang des 20. Jahrhunderts industriell Öl hergestellt wurde. Die Anlage wurde in den Stand zurückversetzt, den sie zu Zeiten ihres Betriebs hatte: Dampfmaschinen, Pressen und Pumpen, die große Waage und die Öltanks dominieren das Hauptgebäude. In den Lagergebäuden nebenan erfahren wir mehr über die unterschiedlichen Olivensorten, den Ölhandel über das Mittelmeer hinweg, über die regionalen Erntemethoden und über musikalische Traditionen der Erntehelfer. Elegant gestaltete Ölkanister zeugen von einem ästhetischen Sinn für das weit verzweigte internationale Handelsnetz, und in einer Ecke befindet sich ein auf Öl basierendes Kunstwerk von Joseph Beuys, das für dieses Museum neu inszeniert wurde. Soweit sieht also alles so aus, wie wir es von einem kulturhistorischen Regionalmuseum erwarten würden: Man erzählt von regionaler Geschichte und schafft dabei die Grundlage für ein lokales Bewusstsein, das sich auch aus der Geschichte speist.

Das Besondere an der Mühle in Agia Paraskeví war jedoch, dass sie als gemeinschaftliche, kommunale Institution gegründet wurde, deren Gewinne den Bewohnern Agia Paraskevís wieder zugutekamen. Dampfmaschinen englischer und französischer Hersteller wurden aus Smyrna importiert, und die Bewohner Agia Paraskevís trugen mit ihrer Handarbeit zum Fortschritt der Bauarbeiten bei. Die maschinell angetriebene Mühle sollte ein „Motor der Kommune“ werden, und so war auch die erste Investition aus dem Gewinn der Bau einer öffentlichen Schule in der Ortsmitte (1928), die heute, wo Agia Paraskeví nur noch rund 2.500 Einwohner zählt, noch viel mehr wie ein Palast anmutet.

Die Anfänge der kommunalen Ölmühle in Agia Paraskeví fallen in die Zeit, in der die Insel Lesbos griechisch wird und nicht länger zum ottomanischen Reich gehört. Das Leitungskomitee der Mühle markierte diese neue politische Ordnung, indem sie im November 1913 ein Viertel des Gewinns aus dem jährlichen Ölüberschuss der griechischen Seeflotte zukommen ließ. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs bringt eine Versteigerung nochmals große Gewinne, denn Olivenöl ist jetzt teuer. Doch gleichzeitig mit der deutschen Besetzung der Insel ab 1941 setzen auch frostige Winter den Olivenbäumen zu und die Mühle arbeitet nur mit sehr geringer Produktivität. Erst 1957, als ein neuer Motor der Marke Mercedes gekauft wird, geht es wieder bergauf – allerdings nur für kurze Zeit, denn mit Beginn der griechischen Militärdiktatur 1967 geraten die meisten Mitglieder des Gemeinderates in Gefangenschaft und die Mühle wird endgültig geschlossen.

In kulturhistorischen Museen wie diesem bündelt sich ein soziales und kulturelles Bewusstsein: In Agia Paraskeví fand man eine Antwort auf die Frage, wie sich wirtschaftliches Fortkommen mit sozialer Gerechtigkeit und Bildung verbinden ließe. Kommunitaristische Ideen wurden hier nicht neu erfunden, sondern von Re-Migranten mitgebracht und mit den ländlichen Gegebenheiten verflochten. In musealen Erzählungen von der Geschichte – wie dieser hier – geht es immer auch um die Gegenwart und um gesellschaftliche Ideale. Das vor Ort erwirtschaftete Einkommen sollte sich nicht in den Händen einiger weniger Mühlenbesitzer konzentrieren, sondern allen Bewohnern wieder zugutekommen. Schon zur Blütezeit der industrialisierten Ölproduktion auf Lesbos, als es über 100 Mühlen gab, bildete dieser Ansatz die Grundlage des örtlichen Stolzes und in dem imposantesten aller Gebäude, der Schule, war dies für alle sichtbar. Heute gilt dieser Stolz dem

Museum, in dessen Hof auch örtliche Feste stattfinden und das eine feste Größe im Kulturleben Agia Paraskevís ist.

In den Ausstellungsräumen ist Migration damit gleich mehrfach Thema: Erstens verweist die Gründungsgeschichte der Ölmühle darauf, wie Migranten zu gesellschaftlichem Wandel beitragen – beispielsweise, indem sie Ideen wie die vom gemeinschaftlichen Eigentum in neue soziale Zusammenhänge einflechten. An den Universitäten in den Vereinigten Staaten und in England begeisterten sie sich für die Idee, zentrale und für die breite Bevölkerung relevante Unternehmen in gemeinschaftlichen Besitz zu bringen. Die Initiatoren der kommunalen Ölmühle lösten sich aus der Macht der etablierten Mühlenbesitzer, indem sie ihr weit geknüpftes Netzwerk nutzten und Spenden aus Khartoum und Sydney, aus Boston und London sammelten. Dorthin waren Söhne örtlicher Familien als Arbeiter oder zum Studium emigriert. Auch der örtliche Bildungsverein „Hoffnung" (Elpis) garantierte finanzielle Unterstützung. Das Ziel war die Re-Investition der Gewinne in die Bildung der nächsten Generationen vor Ort. Ohne dass großes Aufheben davon gemacht wird, zeigt das Ausstellungskapitel zur Entstehung der Mühle, wie migrantische Netzwerke über große Distanzen hinweg funktionieren, so dass sie auch politische Veränderungen – auf Lesbos zum Beispiel den Übergang von ottomanischer zu griechischer Herrschaft überdauerten. Mit heutigem Vokabular würden wir von einem transnationalen sozialen Milieu sprechen, in dem der Alltag, die persönlichen Beziehungen und auch das Nachdenken über „Gesellschaft" stattfinden.

Zweitens zeigen die ausgestellten Dampfmaschinen, dass auch die technischen Entwicklungen in internationale Strukturen eingebunden sind, die französisches und englisches Ingenieurswissen über kleinasiatische Händler auf die Ägäis-Insel Lesbos bringen. Ein Blick auf diese Strukturen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt auch, dass die Ägäis im Zentrum der Handelsrouten zwischen Alexandria und Istanbul, zwischen Izmir und Marseille lag. Die Frage, wo die Peripherie und wo das Zentrum eines Wirtschaftsraums liegt, ist immer abhängig von der Zeit, den politischen Rahmenbedingungen und dem eigentlichen Produkt. In einer Zeit, in der Griechenland sich nicht nur geographisch, sondern auch ökonomisch ganz am Rande der EU zu befinden scheint, eröffnet sich so eine Perspektive, die die Gegenwart zwar nicht ändert, aber doch relativiert. Zudem verweist gerade die veränderte Grenzziehung, nach der Lesbos nun Griechenland zugehört und nicht mehr dem ottomanischen Reich, auf die Fragilität der Grenzen Europas. In einem solchen Museum, das aus Mitteln des EU-Programms „LEADER" gefördert wird, verwischen so die historischen Grenzen Europas.

Drittens verweist das Produkt selbst – Olivenöl – in seiner Verpackung auf ein weitreichendes Handelsnetzwerk. Dieses Netzwerk ist keineswegs über Nacht entstanden, sondern bestand mit Veränderungen über Jahrhunderte. Was erzählen nun die Kanister, die man Anfang des Jahrhunderts ins Ausland exportierte, davon? Zunächst einmal zeugen sie davon, dass neben Griechisch, Französisch und Englisch auch Deutsch zu den Sprachen gehörte, die die Produzenten auf den Kanistern für notwendig erachteten, um bei Ihren Abnehmern Anklang zu finden. Ebenso wichtig wie die aufgedruckte Produktbezeichnung scheint aber auch die Bildsprache zu sein: Neben den offensichtlichen Verweisen auf den Rohstoff, die Olive, zeigen die Kanister auch eine Frau in lokaler – ottomanisch anmutender – Tracht: schön wie Helena und vermutlich Weise wie Athene (deren Symbol schließlich die Olive war), wobei die Gesichtszüge womöglich einer lokalen

Schönheit entliehen sind. In Kombination mit antikisierenden Säulen werden Bilder Griechenlands evoziert, die bis heute präsent sind. Der Kontrast zu den Berichten von der aktuellen Lage des Landes steigert das Unverständnis im Ausland nur noch. Jedenfalls zeugt das Design der Kanister davon, dass man mit den Bildern vom „Typischen" spielte, dass es ein Bewusstsein dafür gab, wie man die Kundschaft im Ausland auch ästhetisch ansprechen konnte und die Qualität des angebotenen Öls mit grafischen Mitteln unterstreichen könnte. Hier zeichnet sich ab, dass einem europäischen Handelsnetzwerk auch eine ästhetische Dimension innewohnt.

Und zu guter Letzt zeigen sich europäische Dimensionen gerade dort, wo die Texte enden: Wenn es nämlich um die deutsche Besetzung der Insel ab 1940 geht. Dieses Kapitel europäischer Geschichte machen die Kuratoren nicht zum Thema.

SCHLUSS

Wir haben also gesehen, dass Dinge in einem Museum, das sich in allererster Linie der Sozialgeschichte an einem kleinen Ort auf einer mittelgroßen Insel widmet, sehr wohl von Migration erzählen können. Ob wir etwas über transnationale Netzwerke, über Politik, über Wissenstransfers und über europäische Handelsrouten erfahren, hängt also eher von unseren Fragen als von den Dingen selbst ab. Man kann es auch andersherum wenden: Migrationsausstellungen entstehen nicht aus neuen Museumssammlungen heraus, sondern sind das Resultat neuer Fragen, mit denen Kuratoren auf ihre Sammlungsbestände blicken. Das zeigen alle drei Beispiele.

Die rasant wachsende Anzahl musealer Repräsentationen von Migration bewegt sich inmitten komplexer Auseinandersetzungen um europäischen Kolonialismus und Postkolonialismus, um die gesellschaftliche Rolle von Gastarbeitern und im Umfeld wechselnder Konjunkturen des Rechtspopulismus. Hinzu kommen national unterschiedliche Positionen im asymmetrischen Kräfteverhältnis der EU-Mitgliedsstaaten und historisch ganz unterschiedliche Erfahrungen mit Emigration. All dies korrespondiert wiederum mit staatlichen Strukturen und dem EU-Migrationsregime.

Ausstellungen sind immer auch Versuche, Dinge, Prozesse und Strukturen zu „verräumlichen" – und womöglich gilt das insbesondere für Migrationsausstellungen. Zumindest gilt es dann, wenn wir „Verräumlichung" als Versuch betrachten, Globalisierung, Europäisierung und „die simultane Existenz multipler Modernitäten adäquat zu begreifen".[3] Das ist insofern bemerkenswert, als die Nation im Museum lange die erste ideologische Leitkategorie war und damit der Grenzziehung zwischen „Innen" und „Außen" publikumswirksam Vorschub leistete. Stattdessen dreht sich die Debatte vermehrt darum, Migrationsrouten nachvollziehbar zu machen und epochenübergreifende Kontinuitäten der Mobilität aufzuzeigen.

Bewegung lässt sich also ausmachen – aber die Richtung scheint unklar: Wie viele museale Erzählungen von Migration *möglich* wären, das lässt ja ein Blick auf die Debatte in Deutschland erahnen: Migration soll Querschnittsthema in den existierenden Museen werden, meinen die einen. Andere fordern ein nationales Migrationsmuseum. Den Einfluss von Gastarbeitern auf die deutsche Ge-

[3] Alexander Geppert u.a. (Hg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld 2005, S. 17.

sellschaft sähen einige Akteure gern im Scheinwerferlicht der Vitrinen, während andere die ungelösten Konflikte, Machtungleichheiten und subtilen Diskriminierungen in den Fokus rücken wollen. Herta Müller fordert ein Museum des Exils, Erika Steinbach eines für die Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Jedem also seine Migrationsgeschichte? Das Thema scheint in einem Maße „überdeterminiert", hat Claus Leggewie (2011) vor kurzem konstatiert, dass jede Initiative die harsche Kritik von gleich mehreren Seiten einkalkulieren kann.[4] Migrationsrouten und menschliche Mobilität bilden anderswo immer deutlicher den Ausgangspunkt: In München beginnen Stadtmuseum und Stadtarchiv allmählich, ihre Bestände im Lichte transnationaler Verflechtung und vielfältiger Wanderungsbewegungen neu zu betrachten. Das Stadtmuseum in Stuttgart, das Historische Museum in Frankfurt am Main, und im Übrigen auch das Stadtmuseum in Antwerpen arbeiten in dieselbe Richtung. Migration kann hier als Konstante der europäischen Stadt sichtbar werden. Innereuropäische und globale Wanderungsbewegungen bilden aus dieser Perspektive den sozialen Rahmen und die kulturelle Triebkraft urbaner Entwicklungen. Damit tritt die Nation als zentrale Bezugsgröße beiseite.

Die Beispiele zeigen, dass das Thema Migration eine Reihe von Fragen aufwirft, die das Museum ganz generell betreffen. *Erstens* stellt sich die Frage der Bezugsgröße: Ist Migration ein Phänomen, das sich in erster Linie als individuelles Projekt aus Not oder Abenteuerlust vermitteln lässt? Werden die Orte in der Stadt, Region, Nation oder gleich Europa als erzählerischer *Rahmen* gewählt – oder wie sonst ließe sich etwa eine Geschichte von Migration als globaler Konstante erzählen? *Zweitens* steht die erzählerische *Haltung* zur Disposition: Wie kann eine Ausstellung Skepsis äußern an vorherrschenden Bildern von Migration, ohne die Dreidimensionalität – die Besonderheit des Mediums Ausstellung – zu vernachlässigen? Und wie ist mit den verschwimmenden Grenzen zwischen den diversen Museums-Genres umzugehen? Mit anderen Worten gefragt, *drittens*: Soll dem Publikum ein roter Faden in Erinnerung bleiben oder ungelöste Probleme? Daran schließt sich *viertens* die Frage an, an welches *Zielpublikum* die Ausstellungsmacher denken. Wollen sie massenwirksam von Migration erzählen, wollen sie bestimmte Communities oder eine Avantgarde ansprechen?

Wir sehen also, dass Mobilität nur scheinbar ortlos und immateriell ist – im Kontext des Museums wird sie aufgrund der Dinge in den Sammlungen konkret und aufgrund der Geschichten von Menschen und ihrem Handeln, die sich damit erzählen lassen. Sind die Dinge in den Vitrinen erst einmal in Bewegung versetzt, kann Europa als ein von Migration geprägter Raum sichtbar werden, und die Grenzen dieses Kontinents und politischen Gefüges verschwimmen womöglich sogar. Einiges scheinbar Eindeutige wird mehrdeutig, anderes wird – wie notwendigerweise in jeder Form der Darstellung – ausgeblendet oder zumindest in den Hintergrund gedrängt. Anhand der andauernden Migrationsmusealisierung offenbaren Museen deutlich wie nur selten, dass auch diese Darstellungen neue blinde Flecken produzieren – auf diese Weise können sie auch der gesellschaftlichen Selbstreflektion produktive Impulse liefern.

[4] Zugleich bietet die aktuelle Lage zum Thema Migrationsmusealisierung Anlass, über das Spannungsverhältnis zwischen nationaler Kulturpolitik und föderalen Strukturen in Deutschland nachzudenken.

Um welche neuen blinden Flecken es sich allerdings im Falle der musealen Migrationsdarstellungen und -erzählungen genau handelt, wird man erst in ein paar Jahrzehnten erkennen können. Wenn es mit dem Boom der Migrationsmusealisierung so weiter geht, tut sich hier auf jeden Fall ein reiches Feld für Debatten und weitere Forschung auf.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Thesen zur Perspektive eines Migrationsmuseums

Aytaç Eryılmaz, DOMiD

Im Folgenden möchte ich die Perspektive von DOMiD für die Darstellung der Migrationsgeschichte fokussiert darstellen. Diese Perspektive entwickelte sich über einen langen Zeitraum von Projekt zu Projekt. Alles begann mit unserer Kooperation mit dem Ruhrlandmuseum. Eine Voraussetzung für die Zusammenarbeit bildete für DOMiD die gleichberechtigte Partnerschaft. Diesbezüglich gab es im Vorfeld Verhandlungen. Bis zu diesem Zeitpunkt war es nicht üblich, dass ein „Kanaken-Verein" mit einem etablierten deutschen sozialhistorischen Museum gleichberechtigt zusammen arbeitete. Glücklicherweise kooperierten wir mit einer erfahrenen Historikerin, Mathilde Jamin, denn wir alle besaßen noch keine Erfahrung mit der Museumsarbeit. Aber wir hatten eine Vorstellung davon, wie Migration dargestellt werden sollte. Daher kam es zwischen dem Direktor des Ruhrlandsmuseums und Frau Jamin auf der einen und uns auf der anderen Seite zu zahlreichen Debatten über einzelne Formen der Darstellung: Was bedeutet dieses Objekt? Was zeigt jenes Dokument? Letztlich fanden wir einen Konsens darüber, welche Objekte für die Mehrheitsgesellschaft und welche für die Migranten relevant sind. Es war für alle Beteiligten eine erfolgreiche Ausstellung und der erste Versuch, die Geschichte aus deutscher und aus Migranten-Sicht darzustellen.

Es folgte das große „Projekt Migration". Ich selbst war der einzige Migrant von fünf Kuratoren, allesamt politisch aktive Ausstellungsmacher. Wieder profitierten beide Seiten stark voneinander. Am Ende konstruktiver Debatten über Darstellungsformen – beispielsweise die Autonomie der Migration, Objektfetischismus, Museum als Friedhof der Dinge – standen wieder Kompromisse. DOMiD lernte von Intellektuellen und Künstlern und Intellektuelle und Künstler lernten von DOMiD. In der Folgezeit entwickelte sich DOMiD weiter und baute nicht nur eine Sammlung zur Arbeitsmigration, sondern auch für andere Felder der Migration auf. Kritiken der einseitigen Fokussierung, wie sie gelegentlich geäußert werden, sind also nicht berechtigt.

Was sind die aktuellen Ziele von DOMiD? Es geht uns nicht um ein Museum. Die Errichtung eines Museum ist nicht unser Ziel. Unser Ziel ist die Erweiterung der Geschichte Deutschlands. Wir haben eine Vision von der gemeinsamen Geschichte Deutschlands, denn Migration ist ein wichtiger Bestandteil der deutschen Geschichte. In den Podiumsdiskussionen heute wurden verschiedene wichtige Aspekte angesprochen – beispielsweise der Museumsbegriff, die Entwicklung des Museums, die Verbindung zum Nationalstaat etc. Die Wertung dieser Aspekte kann sich grundsätzlich ändern, wenn wir nicht länger der Mononation verhaftet bleiben.

Deutsche Geschichte muss um die Migrationsgeschichte ergänzt und erweitert werden, so dass eine vollständige Geschichte Deutschlands geschrieben werden kann. Der breiten Öffentlichkeit muss bewusst werden, dass ein Drittel der bundesdeutschen Gesellschaft aus Personen mit Mig-

rationshintergrund besteht. Einige Großstädte weisen sogar einen Migrationsanteil von mehr als 40 Prozent auf. Mit dieser Realität sollte sich die Öffentlichkeit auseinandersetzen, so dass sie allmählich als normal begriffen wird. Solange die Migration für die Geschichte fremd bleibt, bleibt den Migranten auch die Geschichte fremd.

Betrachtet man die Migration bundesweit und auf dem Kontinent Europa, kann es nicht sein, dass man die Geschichte und die Kulturpolitik noch in Kategorien der Mononation oder Monokultur schreibt. Es hat sich im Zusammenhang mit der Migrationsdebatte sehr viel verändert. Deutschland ist nicht mehr nur als Nationalstaat zu sehen, sondern ist inzwischen ein Migrationsland geworden.

Vor einigen Jahren wurde Deutschland von der Regierung zum Einwanderungsland erklärt. Aber Deutschland ist heute nicht nur ein Einwanderungsland. Dieses Stadium ist bereits vorbei. Deutschland ist ein Migrationsland. Die Statistiken zeigen, dass zwischen der Aus- und der Einwanderung nahezu ein Gleichgewicht besteht. Der Mythos von Deutschland als Einwanderungsland gehört der Vergangenheit an, genau wie nationalstaatliche Denkweisen.

Unser Ziel war es nie, ein Museum zum Selbstzweck zu errichten, sondern als Instrument für ein konkretes Vorhaben. Das Museum ist lediglich *ein* Medium unter vielen, um den Zweck der Sichtbarmachung von Geschichte zu erfüllen, ein Lernort, um Bewusstsein zu schaffen. Ein Museum kann keine gesellschaftlichen Änderungen hervorrufen. Aber das Museum hilft natürlich dabei, genau wie die Geschichtsschreibung dabei hilft.

Wir begrüßen das Vorhaben von Stadtmuseen, sich des Themas Migration anzunehmen und es in ihre Ausstellungen zu integrieren. Doch schließen solche Vorhaben (die auch vom „AK Migration“, der auf Initiative des Deutschen Museumsbundes ins Leben gerufen wurde, unterstützt werden) nicht die Idee aus, ein zentrales Archiv oder Migrationsmuseum zu etablieren. Die Frage muss lauten: Wie integrieren Stadtmuseen die Migrationsgeschichte in ihre Dauerausstellungen? Welche Kriterien werden zugrunde gelegt? Welche Fachkompetenz ist gegeben? Und welche Sichtweisen werden repräsentiert? Darum geht es. Jeder Ausstellungsmacher kann behaupten, er integriere. Dann sammelt er ein paar Fotos und Objekte und gibt etwas für die zweite und dritte Generation in Auftrag und meint, damit repräsentiere seine Ausstellung die Gesamtbevölkerung. Das ist offensichtlich der falsche Ansatz. Meines Erachtens können und sollten etablierte Häuser nicht so vorgehen. Dies ist aus Sicht der Gesamtbevölkerung, die zu einem großen Teil von Migranten gestellt wird, nicht mehr legitim. Die erste Generation hatte wenig Kenntnis über kulturpolitische Fragen der Repräsentation, aber die zweite und dritte Generation hat eine Meinung und widerspricht diesem Standpunkt. Jedes Museum besitzt natürlich Autorität und Kompetenz, aber die Frage ist, wer ein Museum, das das Thema Migration aufnimmt, dazu legitimiert.

Archive und Museen müssen sich des Themas Migration annehmen; insbesondere Stadtmuseen müssen die Geschichte ihrer gesamten Bevölkerung abbilden. Nichtsdestotrotz brauchen wir auch ein Migrationsmuseum auf nationaler Ebene. In dem Zusammenhang bietet sich DOMiD gemeinsam mit anderen Akteuren und Fachleuten aufgrund seiner Erfahrung für diese Aufgabe an.

Die Errichtung eines Migrationsmuseums und die Darstellung der Migrationsgeschichte sind gesamtgesellschaftliche Aufgaben. An diesen prozesshaften Aufgaben sollten möglichst alle relevanten gesellschaftlichen Akteure und Experten auf diesem Gebiet beteiligt sein. Es ist problematisch, ein Museum als Migrationsmuseum zu deklarieren, das an diesen Prozessen nicht beteiligt war und damit auch nicht legitimiert ist. Nicht Migrantengeschichte, sondern die Migrationsgeschichte soll dargestellt werden.

Was steuert DOMiD zu diesen Prozessen bei? DOMiD befasst sich nicht nur mit der Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern erweitert mit jedem Projekt seinen Archivbestand um alle Formen der Migration. Wir haben ein Pilotprojekt gestartet, in dem der Bestand aller Museen und Archive, die Material zum Thema „Migration" gesammelt haben, in einem „Sachinventar Migration in NRW" zusammengetragen wird.

Wir haben heute über ein Zentralmuseum oder ein Zentralarchiv diskutiert. DOMiD kann beim Aufbau eines solchen helfen. Zuerst dadurch, dass wir es geschafft haben, Objekte und Berichte der ersten Generation zusammenzubringen und zu bewahren. Und zusätzlich indem es mit seinen Erfahrungen und seinem Knowhow ein Sachinventar der Institutionen und Archive anlegt, die Dinge zur Migration besitzen. Jetzt geht es darum, einen ersten Schritt in Richtung eines nationalen Migrationsmuseums zu gehen. Dazu bildet das aktuelle Bestreben von DOMiD, zunächst ein virtuelles Museum im Internet einzurichten, einen wichtigen Beitrag.

Panel I: Sammlung zur Migration[1]

Migration als Leitfrage für Museumssammlungen

Dr. Thomas Brehm, Arbeitskreis Migration im Deutschen Museumsbund

Sammlungen bilden die Basis musealer Arbeit. Was wir nicht in der Sammlung haben oder uns aus anderen Sammlungen leihen können, können wir nicht ausstellen. Und was wir nicht ausstellen können, können wir auch nicht wirklich vermitteln.

Was bedeutet dies für den Themenbereich Migration?

Zunächst einmal sollten wir Migration nicht verkürzen auf die Arbeitsmigration der letzten Jahrzehnte, auch wenn sie besondere Beachtung verdient. Ohne die demographischen Veränderungen, die mit dieser Arbeitsmigration einhergehen, würden wir uns mit dem Thema wohl kaum so intensiv beschäftigen, wie wir es zurzeit tun.

Trotzdem plädiere ich dafür, Migration weiter zu fassen, sie als Leitthema oder Leitfrage zu nutzen, mit deren Hilfe sich neue Betrachtungsweisen für historische Entwicklungen erschließen lassen, die die vorherrschenden nationalen Narrative ergänzen, korrigieren oder auch ersetzen können. Geschichte ist immer auch eine Geschichte von Zu- und Abwanderung.

Mit der Leitfrage Migration lässt sich jede bestehende Museumssammlung durchforsten. In jeder Museumssammlung steckt mehr Migration als wir auf den ersten Blick vermuten. Wir müssen nur gezielt suchen, die Objekte befragen und unsere Recherchen erweitern. Ich bin mir sicher, dass wir damit einen anderen Blick auf die Sammlungen erhalten, den wir produktiv auch in Dauer- und Wechselausstellungen nutzen können. Das gilt für jede Sammlung, für jedes Museum. Die Befragung der bestehenden Sammlung unter dem Aspekt der Migration stellt gleichsam ein Grundmodul dar, das jedes Museum, das sich ernsthaft mit dem Thema Migration beschäftigen möchte, leisten sollte.

Wenn wir uns jetzt der Arbeitsmigration der letzten Jahrzehnte zuwenden, sehen wir in Bezug auf die Sammlungen vieler Stadt- und Regionalmuseen zum Teil ganz erhebliche Lücken. Fehlendes Geld, fehlendes Interesse, fehlendes Personal, fehlende Grundlagenforschung – es gibt sicher viele Gründe, warum der Erzählstrang oft mit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg endet und vielleicht noch Flüchtlinge und Vertriebene eine Rolle spielen.

Wenn wir durch eine aktive Sammlungstätigkeit diese Lücken in naher Zukunft nicht zu schließen vermögen, werden sie sich später nur noch mit viel Glück schließen lassen. Mit dem Tod der

[1] Die Panel-Beiträge wurden in Gesprächsform zwischen den Moderatorinnen und den Referentinnen und Referenten geführt.

ersten Generation der angeworbenen Arbeitsmigranten gehen auch potentielle Museumsobjekte verloren, die deren Geschichte anschaulich dokumentieren könnten und der Migration ein Gesicht geben.

Die Kooperation mit Zeitzeugen und Migrantenselbstorganisationen ist ein Weg, die notwendigen Kenntnisse zu erwerben, welche Objekte welche Relevanz für das Museum haben könnten. Denn oft fehlt die Perspektive auf Migrationserfahrungen und unterschiedliche Deutungen und Bedeutungen der Objekte. Diese zu sondieren, erfordert eine Zusammenarbeit in Vertrauen. Nur in dieser vertrauensvollen Zusammenarbeit lassen sich die Objekte letztlich für die Sammlung gewinnen. Es ist nicht so, dass man jahrzehntelang nur auf das Museumsinteresse gewartet hätte und sich diesem daher sofort und vorbehaltlos anvertrauen möchte. Hier muss vielerorts Vertrauen erst wachsen. Anlässe für gezielte Sammlungsaktionen können Ausstellungen sein.

Die zahlreichen Ausstellungsprojekte anlässlich der Jahrestage verschiedener Anwerbeabkommen haben in den letzten Jahren an vielen Orten grundlegende Arbeit in dieser Richtung geleistet. Es gibt aber noch viel zu tun, bis sich die Themen Migration und kulturelle Vielfalt flächendeckend zu Leitfragen in den Museen etabliert haben. Die Ausstellungen müssen sich aber nicht unbedingt der Arbeitsmigration als solcher widmen. In Alltagsthemen wie beispielsweise „Feiertage“ und „Familienfeste“ spiegelt sich die kulturelle Vielfalt unseres Landes, die nicht zuletzt eine Folge der Einwanderung ist.

Bei solchen Ausstellungsprojekten können Objekte erst einmal quasi „auf Probe“ geliehen werden, was leichter fällt, da der unmittelbare Verwendungszusammenhang klar ist. Bei unspezifischen Sammlungsaktionen ist der unklare Verwendungszweck oft ein Hindernis, die „Staatlichkeit“ des Museums zuweilen abschreckend. Vertrauen benötigt Zeit. Für Ausstellungen eignet sich auch das Sammeln im öffentlichen Raum, wie es beispielsweise in Reutlingen 2010 gute Ergebnisse erbracht hat. Ein Containerbüro in der Fußgängerzone diente als Anlaufstelle, wo Interessierte ihre Objekte vorbeibringen und erläutern konnten. Zugleich verstärkte es das öffentliche Interesse an dem Ausstellungsprojekt. Mit solchen Aktionen können Menschen erreicht werden, die über Organisationen oder die gängigen Medien nicht oder nur sehr schwer zu erreichen sind. Ähnliche Wege der Partizipation, auch außerhalb der Museumsmauern, sind kürzlich das Historische Museum Frankfurt am Main mit dem Projekt „Stadtlabor“ gegangen, oder auch das Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg in Berlin, dessen Erkundungen Basis der neuen Ausstellung „Ortsgespräche“ bilden. Es lohnt darüber hinaus, sich mit Archiven und Sammlungen anderer Organisationen wie großen Firmen, Sportvereinen, Krankenhäusern, Kirchengemeinden etc. zu beschäftigen, bei denen nicht nur archivalische oder fotografische Zeugnisse zu finden sind, sondern auch durchaus interessante dreidimensionale Objekte, wenn auch oft unzureichend dokumentiert.

Dass Sammlungsinitiativen wie DOMiD eine besondere Stellung zukommt, versteht sich von selbst. In Zusammenarbeit mit dem Ruhrlandmuseum Essen hat der Verein vor nunmehr 14 Jahren mit der Ausstellung „Fremde Heimat“ Pionierarbeit geleistet.

In München sammelt inzwischen das neugegründete Bayerische Institut für Migration ebenfalls Objekte, Dokumente und Zeitzeugenberichte und arbeitet unter anderem mit dem Stadtarchiv zusammen.

Es gilt, den Sachverstand außerhalb des Museums für die Sammlungstätigkeit zu nutzten, den Sachverstand der Wissenschaft ebenso wie den Sachverstand von Zeitzeugen. Museen sollten sich öffnen und Partizipation ermöglichen wie sie auch für Unterstützung ihres Anliegens, der Bewahrung von repräsentativen Zeugnissen unserer Sachkultur, werben sollten. Nicht zuletzt deshalb muss der Themenbereich Migration personell fest im Museum verankert sein. Allzu oft verlieren sich die in Projekten gewonnenen Kontakte mit deren Abschluss.

Zentral bleibt das wissenschaftlich fundierte Erforschen, Bewahren, Ausstellen und Vermitteln durch die Museen entsprechend der musealen Standards. Dies schließt insbesondere die Dokumentation, den korrekten konservatorischen Umgang wie auch die Offenheit für Leihverkehr ein.

Kooperation, Offenheit und Transparenz sind wichtige Faktoren für die professionelle Museumsarbeit – nicht nur im Bereich der Migrationsgeschichte. Aber gerade hier zeigen sich gegenwärtig zukunftsweisende Entwicklungen. In diesem Zusammenhang darf ich zum Abschluss noch auf die Seite www.migrationsgeschichte.de hinweisen. Entstanden im informellen Austausch verschiedener Stadt- und Heimatmuseen soll auf dieser Seite unter dem Titel „Meine Stadt – Meine Geschichte“ eine virtuelle Sammlung entstehen, die Anregungen geben kann für die eigene museale Arbeit. Bei www.migration-ausstellen.de findet man die Dokumentation von Ausstellungen zum Thema Migration und bei www.museumbildet.de lassen sich einschlägige Vermittlungsangebote recherchieren.

Und schließlich pflegt der Arbeitskreis Migration im Deutschen Museumsbund, den ich heute hier vertrete, den intensiven kollegialen Austausch, um dem Leitthema Migration als Querschnittsaufgabe mehr Bedeutung zu verschaffen als es bislang in der deutschen Museumslandschaft hat.

"Sammlung zur Migration" – Ein Beitrag aus archivischer Sicht

Dr. Peter Weber, LVR-Archivberatungs- und Fortbildungszentrum, Abtei Brauweiler

Als Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung auf dem letzten Deutschen Archivtag (Sept. 2011) die Systemrelevanz von Archiven herausstellte, appellierte er eindringlich an die Adresse der Archive, das gesellschaftliche Topthema „Migration" nicht zu vernachlässigen.[1] Das gilt selbstverständlich auch für eine Archivberatungsstelle wie die des LVR-Archivberatungs- und Fortbildungszentrums (LVR-AFZ), die sich intensiv um die nichtstaatlichen Archive im Rheinland kümmert, sie berät, materiell und finanziell unterstützt und immer wieder auch ganz konkrete Aufgaben vor Ort wahrnimmt.[2] Die Aufgabenstellung der Archive ist für bestimmte Archivsparten gesetzlich definiert, gleichwohl orientiert sie sich auch in den vom AFZ betreuten sonstigen nichtstaatlichen Archiven stets an Fachstandards. Die auch für das Thema Migration einschlägigen Aufgabenfelder betreffen die Überlieferungsbildung, die dauerhafte Sicherung und Nutzbarmachung der in Archiven verwahrten Unterlagen. Nutzbarmachung bedeutet, diese Unterlagen zugänglich zu machen. Das geschieht überblicksartig durch Bestandsübersichten und i. d. R. durch die klassische Form einer sog. findbuchmäßigen Erschließung. Nutzbarmachung umfasst nicht selten aber auch ambitionierte Projekte historischer Bildungsarbeit.[3] Zum archivischen Repertoire gehören seit jeher Wechselausstellungen,[4] gelegentlich auch aufwändige Dauerausstellungen wie etwa im Haus der Essener Stadtgeschichte – aber das sind Ausnahmen. Der Arbeitsschwerpunkt öffentlicher Archive liegt eben nicht im Sammeln von präsentablen und öffentlichkeitswirksamen Materialien zu bestimmten Themen, sondern im Archivieren von prozessgenerierten Unterlagen aus öffentlichen Verwaltungen und politischen Gremien. Gleichwohl – und hier ist die Brücke zwischen diesen beiden wichtigen kulturgutsichernden Einrichtungen zu sehen – sind Archive gut beraten, ihre Bestände auch außerhalb der „Verwaltungsschriftgutniederschläge" zu ergänzen. Der Blick von oben genügt nicht, um politisches Handeln oder gesellschaftliche Phänomene, Ereignisse und Strukturen angemessen abzubilden.[5] Besonders die Kommunalarchive, die lokale Lebenswelt(en) abzubilden versuchen, sind in besonderer Weise auf Unterlagen

1 Heribert Prantl, Das Gedächtnis der Gesellschaft. Die Systemrelevanz der Archive. Warum Archivare Politiker sind. In: http://www.<vda.archiv.net/index.php?eID=tx_nawsecuredl&u=0&file=uploads/media/DATBremen_Eroeffnungsvortrag_Prantl2011_Homepage.pdf&t=1336403143&hash=e36d98f52b0d6e1eb555b7b96f0501b5, S. 1-11, hier 9ff. (letzter Zugriff: 7.5.2012).

2 Hans Budde u. Peter K. Weber, 80 Jahre Archivberatung im Rheinland. Alte Aufgaben – Neue Herausforderungen. In: 80 Jahre Archivberatung im Rheinland (Archivhefte 38). Bonn 2009, S. 11-47, hier S. 22ff.

3 Diese kennen wir seit vielen Jahren aus der Archivpädagogik und neuerdings auch aus Bildungspartnerschaften zwischen Archiven und Schulen oder Projekten wie Archiv und Jugend. Vgl. hierzu Peter K. Weber, Die Landesinitiative „Archiv und Jugend". Eine Bilanz aus rheinischer Sicht. In: Internationale Archivsymposien in Ede (NL) (2010) und Lüttich (B) (2011). Brüssel 2012, S. 97-110.

4 Klaus Wisotzky und Ingrid Wölk (Hg.), Fremd(e) im Revier!? Zuwanderung und Fremdsein im Ruhrgebiet. Essen 2010; zuletzt: Hin und weg. Zur Wanderungsgeschichte der Menschen in Region Rhein-Erft-Rur. Beiträge und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Hg. von der AG der Archive im Rhein-Erft-Kreis und Düren. Kerpen 2011.

5 Christoph Rass, Die Akte Migration: Was zeigt, was verschweigt die schriftliche Überlieferung in öffentlichen Archiven? In: Inventur Migration (wie Anm. 9) S. 36-44, hier S. 37.

jenseits des amtlichen Mainstreams angewiesen. Führen wir uns diese Eckpunkte des klassischen archivarischen Selbstverständnisses vor Augen, lassen sich auch die bisherigen Aktivitäten der Archive in puncto Migration, aber auch eine künftige Agenda bei diesem nun schon seit Jahren gesellschaftspolitisch äußerst virulenten Thema besser erkennen.[6] Obwohl sich vielfältige und auch bisweilen weit zurückreichende Spuren zur Migration, wie sie Jochen Oltmer versteht,[7] in den Archivbeständen bspw. von Kommunalarchiven erhalten haben (sollten),[8] gewann das Migrationsthema im Rheinland bei den Archiven an Fahrt, als DOMiT seine Sammlung aufbaute und dabei auch von der Archivberatungsstelle bzw. dem LVR von 2003 an bis heute fachlich und materiell unterstützt wird. Es blieb nicht nur bei der die Vermittlung von archivischem Grundlagenwissen oder nützlichen Einrichtungs- und Bestandserhaltungshilfen, sondern der LVR brachte das Thema in die archivische Öffentlichkeit durch Symposien und Tagungen, die er organisierte oder an denen er personell oder finanziell beteiligt war. Sowohl das Symposium „Archiv und Migration. Überlieferungsbildung in Rheinischen Archiven" von 2008 als auch die viel beachtete Tagung „Inventur Migration" im LVR-Industriemuseum Oberhausen 2009,[9] konkretisierten die Möglichkeiten von Archiven und Museen, das gesellschaftliche Phänomen Migration ausreichend zu dokumentieren und angemessen zu präsentieren. Im Mai 2012 tagt das Internationale Archivsymposion in Luxemburg zum Thema „Grenzüberschreitende Migration und Archive", nicht zuletzt auch um Möglichkeiten der Kooperation mit den Kolleginnen und Kollegen aus den Beneluxländern auszuloten.[10] Diese grenzüberschreitende Kooperation ist für das Thema Migration u. a. auch deshalb so wichtig, weil für das Verstehen von Migrationsprozessen die Überlieferungen zu Emigranten aus ihren Herkunftsländern nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Einen besonderen Stellenwert hat die inzwischen abgeschlossene Pilotstudie zur Erstellung eines Sachinventars Migration, die Empfehlungen formuliert, wie alle verfügbaren migrationsrelevanten Betreffe in Archiven und Museen in digitaler Form der Forschung und der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden können.[11] Während diese Herkulesarbeit, die nur im Rahmen eines ausreichend finanzierten Projekts und auf dem Wege einer eher bescheidenen Erschließungstiefe der Objekte gelingen kann, noch zu leisten ist,[12] erzielten vielfältige Aktionen und Projekte von Archiven zum Thema Migration durchaus Aufmerksamkeit. Der Tag der Archive 2008, Projekte der bereits vorher erwähnten Landesinitiative Archiv - und Jugend, Wanderausstellungen in Archivregionen und grenzüberschreitende Projekte[13] zählen ebenso dazu wie die

6 Ich beschränke mich im Wesentlichen dabei auf einen knappen kursorischen Ausschnitt zu Aktivitäten und Aspekten mal des engeren, mal des weiteren eigenen dienstlichen Umfeldes.

7 Jochen Oltmer, Migrationsbewegungen in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert. In: Inventur Migration (wie Anm. 9), S. 30-35, hier S. 30 definiert Migration „*als die auf einen längerfristigen Aufenthalt angelegte räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Individuen, Familien, Gruppen oder auch ganzen Bevölkerungen*".

8 Vgl. etwa die Aufgabengliederung nach Registraturordnungen des 19. Jhs. im Handbuch der Kommunalarchive in NRW. Teil 1: Landesteil Nordrhein-Westfalen (Archivhefte 27). Köln 1994, S. 677ff. Dort taucht der Begriff Migration allerdings noch nicht explizit auf, wohl aber Begriffe wie Ein- und Auswanderung, Anwerbung zur Auswanderung, Zulassung ausländischer Arbeiter zur vorübergehenden Beschäftigung etc.

9 Vgl. dazu: Christoph Schmidt (Archivar 61, 2008, S. 391- 393; Inventur Migration. Tagung vom 22. bis 23. Juni 2009 im LVR-Industriemuseum, Schauplatz Oberhausen. Tagungsdokumentation. [Köln] 2009, S. 1-112.

10 Zu den Internationalen Archivsymposien vgl. 80 Jahre Archivberatung (wie Anm. 2), S. 33f. u. S. 99.

11 Sachinventar Migration. Pilotprojekt, bearbeitet von Ulrike Holdt und Cordula Lissner, unveröffentlichtes Manuskript. Köln 2011, S. 1-38 mit Quellenanhang.

12 Zur Problematik Sachinventar Migration vgl. Ulrich S. Soénius, Anforderungen an ein Inventarverzeichnis zur Migration. In: Inventur Migration (wie Anm.9), S. 94-100.

13 Eine Gesellschaft von Migranten. Kleinräumige Wanderung und Integration von Textilarbeitern im belgisch-niederländisch-deutschen Grenzraum zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hg. vom LVR-Rheinische Archivberatung/Fortbildungszentrum Brauweiler (Historie 5). Bielefeld 2008.

aktuelle große vom LVR geförderte Ausstellung von DOMiD „Geteilte Heimat. 50 Jahre Migration aus der Türkei“.[14] Diese Aktionen sind sicher zeittypisch, unterliegen einem so nicht dauerhaften Hype, unterstreichen aber – und hierin liegt ihre langfristige Bedeutung – die hohe Bedeutung von Erinnerungsarbeit und ihrer unerlässlichen Voraussetzungen. Dazu gehören authentische Zeugnisse, die beschafft, auf Dauer gesichert und genutzt werden. Auf welche Weise, von wem und in welcher Intensität dies geschehen soll, ist eine der Schlüsselfragen, mit denen sich Archive beschäftigen. Es geht um den Aufbau von tragfähigen überlieferungsbildenden Strukturen, über die öffentliche Archive zweifelsohne verfügen, ob in ausreichendem Maße, wäre angesichts der politischen Debatte um die Einrichtung einer zentralen Einrichtung in Deutschland, eines wie auch immer gearteten Dokumentationszentrums für die Aufnahme und Präsentation von Sammlungsgut archivischer und musealer Qualität zu prüfen.[15] Aus archivischer Sicht abschließend dazu nur so viel: Migration und Integration sind soziale Prozesse, die sich im Zusammenleben von Individuen vor Ort, in Bildungseinrichtungen, am Arbeitsplatz, in Vereinigungen, den Medien, in der Politik und Administration abspielen und sich in Handlungen, Ereignissen, Strukturen und Phänomenen niederschlagen. Diese Prozesse betreffen im Grunde genommen die Gemeinwesen und ihre Menschen schlechthin, unabhängig vom jeweiligen biographischen Hintergrund. Spurensichernde Institutionen wie Archive wollen als Gedächtnisorte diese Prozesse mit den dazu geeigneten Überresten für spätere Generationen nachvollziehbar und überschaubar abbilden. Nichts anderes macht das Kerngeschäft der archivischen Überlieferungsbildung aus. Dies läuft notgedrungen auf ein Abwägen zwischen notwendiger Materialqualität und ökonomisch sinnvoller Materialquantität hinaus. Die Kriterien dazu bilden Dokumentationsziele.[16] Sie bilden die Grundlage von Überlieferungsprofilen und definieren auch zeitbedingte Überlieferungsschwerpunkte. Die Archive verfügen also durchaus über Steuerungsmöglichkeiten, sie agieren im Sinne von Heribert Prantl in ihren Überlieferungs- und Bewertungsentscheidungen zweifelsohne politisch, wenn sie gesellschaftliche Topthemen für die diesbezüglich relevanten Zeiträume entsprechend adäquat abzubilden versuchen. Aus lokaler und damit auch kommunaler Perspektive heißt dies, das Phänomen Migration in dem Raum, wo Migrantinnen und Migranten leben, zu gewichten, zu erfassen und zu dokumentieren. Dadurch entstehen die notwendigen quellenmäßigen Grundlagen für die allgemeine Migrationsforschung, besonders aber für die im Sinne einer vergleichenden Orts- und Regionalgeschichte und historischen Bildungsarbeit unverzichtbaren lokalgeschichtlichen Studien. Unter diesen Prämissen werden Archive jenseits der selbstverständlichen Aufbewahrung sogenannter Rückgratserien wie Rats- und Ausschussprotokollen, Statistiken, Jahresberichten und chronikalischen Überlieferungen, die zweifellos einen guten allgemeinen Überblick zu fast allen Themen bieten, vor allem aber auch für ebenso heterogene wie voluminöse Unterlagen Übernahmeentscheidungen treffen müssen. Wie halten sie es mit den Massenüberlieferungen[17] aus den Bildungseinrichtungen, den Ausländerämtern, Sozialhilfestellen, Wohnungsämtern oder jenen Registraturen von Betrieben, Vereinen oder Privatpersonen, die außerhalb ihrer unmittelbaren Zuständigkeit liegen. Wie weit können sie sich auf Selbstzeugnisse von Migrantinnen und Migranten einlassen, die nicht selten auf das ungemein aufwän-

[14] Zum Projektstatus vgl. http://www.50jahre-migration-tuerkei.de (letzter Aufruf: 7.5.2012).

[15] Vgl. dazu etwa die Beiträge von Armin Laschet auf der Tagung Inventur Migration (wie Anm. 9), S. 7-13, hier S. 11, und Joachim Bauer, ebd., S. 14-26, hier S. 24.f.

[16] Peter K. Weber, Dokumentationsziele lokaler Überlieferungsbildung. In: Der Archivar 54 (2001), S. 206-212.

[17] Matthias Buchholz, Archivische Überlieferungsbildung im Spiegel von Bewertungsdiskussion und Repräsentativität (Archivhefte 35). Köln 2011, S. 99-318.

dige Geschäft der Oral History[18] hinauslaufen und für die Beschreibung von Alltag und erlebter Geschichte essentiell sind. Weil in Deutschland seit langer Zeit auf der lokalen, regionalen und Bundesebene funktionstüchtige Spartenarchive Überlieferungsbildung betreiben, dürfen wir beim Thema Migration von einer soliden Grundsicherung aussagekräftiger Zeugnisse ausgehen. Zentrale themenzentrierte Dokumentationseinrichtungen stehen dem nicht entgegen, im Gegenteil: sie können mit ihren Möglichkeiten auf Dauer sogar besondere Überlieferungsakzente setzen, visualisieren und präsentieren, wozu klassische Archive naturgemäß wegen ihrer thematischen Bandbreite so nicht in der Lage sind. Auch entsteht in solchen zentralen Einrichtungen, wenn sie richtig ausgestattet und vernetzt sind, ein enormes Knowhow und Spezialwissen, von dem wiederum andere Gedächtnisinstitutionen profitieren. Die Kombination von dezentralen und zentralen Strukturelementen würde die gesellschaftliche Verortung von Migration, soweit Kulturinstitutionen dazu beitragen können, weiter befördern. Auf dem Stand der heutigen Informationstechnologie bildet dazu der Aufbau eines sachthematischen Inventars Migration, der zu den vorhandenen Überlieferungen hinführt, eine ebenso wichtige Grundlage wie die Erarbeitung solider Dokumentationsprofile[19], welche die künftigen Übernahmeschwerpunkte zu migrationsrelevanten Unterlagen definieren.

[18] Peter K. Weber, Mündliche Geschichte. Eine Herausforderung für Archive und Archivare. In: Der Archivar, 43 (1990) Sp. 517-528.

[19] Irmgard Christa Becker, Dokumentationsprofile als Grundlage kommunalarchivarischer Bewertung. Vortrag beim Workshop ‚Aktuelle Ziele und Methoden archivischer Bewertung des LA BW am 1.12.2010, S. 3ff. In: http://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/52523/Workshop_Becker_Dokumentationsprofile.pdf (letzter Aufruf: 7.5.2012).

Die Sammlung von Migrationsgeschichten

Bengü Kocatürk-Schuster, Projektkoordination "50 Jahre Migration aus der Türkei"

Für DOMiD stand von Anfang an fest, dass die Darstellung der Migrationsgeschichte auf jeden Fall die Perspektive der Einwanderer aufzeigen und die Sicht des Aufnahmelandes dabei ebenfalls beleuchten muss. Die erzählte Geschichte ist zwangsläufig eine gemeinsame, und zwar ein bedeutsamer Teil der Geschichte Deutschlands. Es führt kein Weg daran vorbei, dass sich die Gesellschaft in Deutschland mit dem Thema Migration ausführlich beschäftigen muss. Ohne eine Festigung des Geschichtsbewusstseins ist die Gestaltung einer gemeinsamen Zukunft undenkbar.

Diese grundlegende Herangehensweise begleitet DOMiD bereits seit mehr als 20 Jahren – sowohl bei der Dokumentationsarbeit, als auch bei den bisher präsentierten sechs großen sozial- und kulturhistorischen Ausstellungen. Wir sprechen deshalb von „geteilten Erinnerungen“. Dieser Denkansatz ermöglicht es uns, entsprechend des doppelten Wortsinnes des Begriffs „geteilt“, die unterschiedlichen ebenso wie die gemeinsamen Erfahrungen in Bezug auf Migration aufzuzeigen. In diesem Sinne trugen auch die drei Ausstellungen von DOMiD, die anlässlich des 50. Jahrestages des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens im Herbst 2011 in Berlin, Düsseldorf und Köln gezeigt wurden, den Titel „Geteilte Heimat. 50 Jahre Migration aus der Türkei“.

In den Jahren zuvor und besonders 2011 konnte man beobachten, dass das Thema Migration immer mehr auf großes Interesse stößt und Ausstellungen zum Thema sehr gut besucht werden. DOMiD ist es erneut gelungen, mit den letzten Ausstellungen einen wichtigen Beitrag zur interkulturellen Öffnung zu leisten. Das Publikum war so vielschichtig, wie die Ausstellungen selbst. Während die „deutschen“ Besucher an einer ihnen eher unbekannten Lebenswelt teilhaben und gleichzeitig die eigene, in Vergessenheit geratene Geschichte als Aufnahmegesellschaft, wiederbeleben konnten, führten die Ausstellungen den Migranten die eigenen Erfahrungen oder die ihrer Großeltern und Eltern lebendig vor Augen.

Bei den Ausstellungen im Herbst letzten Jahres konnten in wenigen Wochen über 28.000 Besucher verzeichnet werden. Besonders die Ausstellung im Herzen von Berlin, gezeigt im Deutschen Historischen Museum, war ein Publikumsmagnet. Die Besucherumfragen machen deutlich, dass das Interesse seitens der Öffentlichkeit zweifelsohne vorhanden ist und der Blick auf die Migration und Migranten durch vertieftes historisches Wissen deutlich verbessert werden kann. Auf die Frage hin, ob sie bei der Ausstellung etwas vermissen würden, äußerten sehr viele Besucher den Wunsch nach noch mehr Fotos, Objekten und somit tieferen Einblicken in individuelle Geschichten. Eine deutliche Haltung zeigt auch die Antwort auf die Frage, ob denn das Thema Migration ins Museum gehöre: *Definitiv*, lautete die Antwort bei den Meisten.

Seit der ersten großen Ausstellung über die Migration aus der Türkei, die DOMiD 1998 gemeinsam mit dem Ruhrlandmuseum Essen realisierte, hat sich viel verändert. Während sich die

„Fremde Heimat“ 1998 mittels erster Quellensicherungen auf die erste Generation der Migranten konzentrierte, wurde bei der Ausstellung 2001 die Regional- und die Stadtgeschichte in die Konzeption miteinbezogen. Im Rahmen des Initiativprojekts der Kulturstiftung des Bundes „Projekt Migration“ bekam DOMiD die Möglichkeit, seine Sammlung um weitere Migrationsgruppen und -formen zu erweitern: Irreguläre Migration, Migration aus weiteren Anwerbeländern und den DDR-Vertragsstaaten. Durch die Mitwirkung unterschiedlicher KuratorInnen traf die sozial- und kulturhistorische Sammlung von DOMiD auf bildende Kunst, was völlig neue Betrachtungsmöglichkeiten der Migration zuließ. Speziell mit den jüngsten Ausstellungen 2011 hat DOMiD es geschafft – neben der Darstellung der ersten Generation aus der Türkei – die Lebensrealitäten der zweiten und dritten Generation, aber auch die Migration politischer Flüchtlinge sowie die Vielfalt der Kulturen ethnischer und religiöser Minderheiten innerhalb der Migration aus der Türkei in den Blickpunkt historischer Forschung und musealer Arbeit zu rücken. Unterschiedliche und abwechslungsreiche Darbietungsformen boten den Zugewanderten und der angestammten Bevölkerung die Möglichkeit, über das oft konfliktbeladene Thema Migration ins Gespräch zu kommen. Solche Ausstellungen ermöglichen, jenseits konventioneller Deutungsmuster, die Geschichten und Gefühle der Migranten besser kennen zu lernen und tragen somit zwangsläufig zu einem besseren Verständnis zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den Minderheiten, die die Bundesrepublik entscheidend mitgeprägt haben, bei. Mit den dargebotenen Ausstellungen und der umfangreichen Sammlung hat sich DOMiD in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen festen Platz in der Archiv- und Museumslandschaft sowie in der Wissenschaft erarbeitet.

Ich werde oft gefragt, wie DOMiD es geschafft hat, so viele Materialien zu sammeln. Es ist ein offenes Geheimnis: Die Gründungsmitglieder von DOMiD hatten schon vor 22 Jahren – als die Bundesrepublik sich noch nicht als Einwanderungsland definieren konnte – den Weitblick und sahen die Notwendigkeit einer Sammlung über die Migrationsgeschichte. Somit war der Verein damals schon vielen Archiven und Museen in Deutschland ideell um Einiges voraus. Die in den ersten Jahren meist durch persönliche Beziehungen entstandenen Kontakte wurden gepflegt und erweitert. Vertrauen wurde aufgebaut, und zwar nicht zuletzt durch die Darstellung der Migranten, die nicht mit klischeehaften Vorstellungen behaftet war. Dabei wird jedem einzelnen Leihgeber deutlich, dass mit seinem „bescheidenen“ Beitrag viel für die Aufarbeitung der Migrationsgeschichte erreicht wird. Hinzu kommt, dass die mit der Recherche betrauten WissenschaftlerInnen aus den erforschten Communities stammen und somit nicht nur mit deren Sprache, sondern auch mit deren Lebensart vertraut sind. Damit wird gewährleistet, dass besonders bei den Interviews verborgene Informationen und Geschichten ans Tageslicht gelangen.

Die Sammlung von DOMiD ist mit jeder realisierten Ausstellung stetig gewachsen. Die Ausstellungsprojekte sind für die Erweiterung der Bestände von besonderer Bedeutung, in deren Rahmen stets sehr breit gesammelt wird. Infolge der durch die Ausstellungen erreichten Öffentlichkeit kommen mittlerweile auch Leihgeber aktiv auf uns zu und überlassen DOMiD Materialien. Im Unterschied dazu zögern potentielle Leihgeber oftmals, ihre persönlichen Fotos, Dokumente und Erinnerungsstücke kommunalen oder staatlichen Archiven zu übergeben oder ihre zum Teil sehr privaten Geschichten zu erzählen.

DOMiD hat heute über 600 LeihgeberInnen und unterschiedliche Sammlungsbestände aus zwölf unterschiedlichen Migrationsgruppen. Die vielseitige Sammlung von sozial-, kultur- und alltagsgeschichtlichen Zeugnissen zur Geschichte der Einwanderung nach Deutschland umfasst vielfältige Objektkategorien wie Fotos (an die 8000), dreidimensionale Objekte, Dokumente, Publikationen, Broschüren und Graue Literatur, Zeitungen und Zeitschriften (über 1000 Titel), Film- und Tondokumente, Plakate (über 1000) sowie an die 600 Zeitzeugeninterviews. Unterschiede zu anderen Sammlungen in Deutschland bestehen auch darin, dass DOMiD eine Vielzahl an Selbstzeugnissen wie Gedichte, autobiographische Romane und Erzählungen, Briefe, Interviews, persönliche Aufzeichnungen und Erinnerungsstücke der Migranten sammelt. All diese Materialien vervollständigen die behördlichen Quellen, weil sie dem klassischen Verwaltungsschriftgut unvergleichbare Perspektiven und Einblicke in die Lebenswelten von Migranten entgegensetzen.

Seit Anfang 2003 werden die Bestände systematisch mit Hilfe der Datenbanksoftware FAUST erschlossen und somit eine Recherche von Studenten, Forschern, Kunst- und Kulturschaffenden und zahlreichen anderen Nutzern des Archivs vor Ort erleichtert. Viele Materialien werden vor allem zu Forschungszwecken im wissenschaftlichen Bereich und für Ausstellungen und Publikationen nachgefragt. Dabei ist der Nutzerkreis nicht auf das Bundesgebiet beschränkt. In den letzten Jahren interessieren sich vermehrt Wissenschaftler aus den USA und aus anderen europäischen Ländern für unsere Sammlung.

Die thematischen Schwerpunkte der Sammlung bilden die Migration nach Deutschland, einschließlich der DDR, insbesondere die Arbeitsmigration seit 1955, die Ausländerpolitik, der gesellschaftliche Diskurs über Migration, Alltagskultur sowie die kulturellen Produkte der Migranten. Eine Ausweitung auf weitere Migrationsformen und Herkunftsländer wird angestrebt, übersteigt jedoch derzeit die finanziellen und personellen Kapazitäten.

Der Sammlungsaufbau oder die Gestaltung eines Migrationsmuseums ohne die aktive Beteiligung von Migrantinnen und Migranten selbst ist undenkbar und wäre absurd. Deshalb plädiert DOMiD seit Jahren dafür, die „geteilten Erinnerungen“ in einem Zentrum der Migration zu bündeln. Deutschland braucht einen solchen Ort. Dieses Zentrum soll nicht nur *für* und *über* Migranten, sondern *gemeinsam mit* ihnen aufgebaut werden.

Zusammenfassung der Paneldiskussion

In der anschließenden Diskussion wurden aus dem Plenum die Themenbereiche Museum und Archive gesondert angesprochen. Die einzelnen Beiträge zur Debatte sind im Folgenden inhaltlich zusammengefasst.

Zunächst erfolgte der nochmalige Hinweis darauf, dass mit Blick auf die Statistiken immer bedacht werden muss, dass auch Migranten-Populationen keine homogenen Gruppen darstellen. Vielmehr bilden sie zumeist das gesamte soziale Spektrum einer Gesellschaft ab. Als Beispiel dafür, wie relevant diese Tatsache für die Auswertung sein kann, wurde der Befund festgehalten, dass Menschen mit hohen Bildungsabschlüssen und einem Migrationshintergrund häufiger kulturelle Angebote nutzen, als Menschen mit vergleichbaren Bildungsabschlüssen ohne Migrationshintergrund.

Die Öffnung der Museumslandschaft für das Thema Migration stellt in diesem Zusammenhang gleichzeitig die Möglichkeit dar, das noch bildungsbürgerlich geprägte Museum auch sozial zu öffnen. Dies stellt eine Chance und vor dem Hintergrund sozialer sowie demografischer Wandlungsprozesse gleichzeitig auch eine Notwendigkeit dar. Grundvoraussetzung ist aber eine nachhaltige und strukturelle Integration des Themas in Dauerausstellungen. Um sicherzustellen, dass individuelle Initiativen an einzelnen Häusern oder von Projekten nach deren Abschluss weiterhin nutzbar bleiben, wurde die Einrichtung von thematisch verantwortlichen Personalstellen angeregt.

Eine Rückfrage stellte sich zu den Ergebnissen und dem Stand des Projekts zur Erfassung von migrationsgeschichtlichen Quellen, wie es in einer Tagung Juli 2009 angedacht worden war. Experten aus dem Museum- und Archivbereich entwickelten in Zusammenarbeit mit DOMiD eine Pilotstudie. Als Endergebnis sehen die Sachverständigen eine Datenbank, die über die Bereitstellung von Listen im PDF-Format hinausgeht. Vielmehr soll sie im Internet direkt nutzbar sein. Ziel ist nicht die vollständige Erfassung alles vorhandenen Materials in der Datenbank, sondern interessierte Menschen sollen über Nachweise zu einzelnen Beständen geführt werden. Der Titel des Projekts lautet entsprechend *Inventar Migration*.

Mit Blick auf die internationale Zusammenarbeit in der Archivlandschaft wurde als Fazit festgehalten, dass die Beschäftigung mit dem Thema Migration zwar erst verspätet aber dafür intensiv einsetzt. Den Beleg dafür liefert ein internationales Archivsymposium zum Thema „Grenzüberschreitende Migration und Archive“ im Mai 2012.

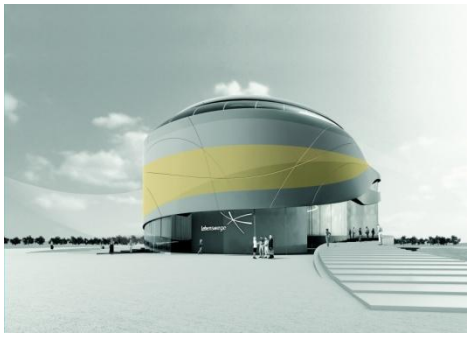
Das Knowhow und die Sammlung von DOMiD wurden im Kontrast zu den amtlichen Akten kommunaler Archive nochmals hervorgehoben. Gleichzeitig wurde auf die Vorteile kommunaler Strukturen im Gegensatz zu einer Zentralisierung, die mit Verlusten und Kapazitätsproblemen verbunden sein kann, verwiesen.

Panel II: Darstellung der Migration

„Lebenswege“, das Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz im Internet

Clarissa Haenn, hpunkt kommunikation

Das Gefühl subjektiver Zugehörigkeit in einer multikulturellen Gesellschaft kann langfristig nur durch die gemeinsame Aufarbeitung von Geschichte und ihrer öffentlichkeitswirksamen Kommunikation gestärkt und in Folge gelebt werden.



www.lebenswege.rlp.de

„*Integration ist das Gebot der Stunde und dafür reicht das Lernen der deutschen Sprache allein nicht. Ohne Geschichtsbewusstsein, ohne Geschichtskenntnis und ohne Geschichtsbild gibt es keine Identität.*“[1]

Um die Erinnerung an die Arbeitsmigration nach Rheinland-Pfalz im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft zu bewahren und aufzuzeigen, wie die zugereisten Menschen in der Vergangenheit die Entwicklung des Landes in vielfältiger Weise mitgestaltet, mitgeprägt und Wesentliches zum Erfolg beigetragen haben, kündigte die Landesregierung 2007 im Integrationskonzept des Landes Rheinland-Pfalz „Verschiedene Kulturen – Leben gemeinsam gestalten“ die Entwicklung eines Migrationsmuseums im Internet an. Unter dem Titel „Lebenswege“ öffnete die Plattform am 16. Dezember 2009 ihre virtuellen Pforten. Das Online-Museum arbeitet als eines der ersten seiner Art die Geschichte der Arbeitsmigration nach Rheinland-Pfalz multimedial auf und zielt auf Aufklärung, Wissensaustausch und Auseinandersetzung mit dem Thema Migration. Das Sammeln und Bewahren von Lebenswegen der Menschen, die ab 1955 im Rahmen der Anwerbeabkommen ihr Geburtsland verließen, blieben und für die Rheinland-Pfalz zur Heimat wurde, sind das Herzstück des Projekts.

„Lebenswege“ erörtert das Thema „Arbeitsmigration“ aus unterschiedlichen Perspektiven und bedient sich der multimedialen Möglichkeiten des Internets für eine zielgruppengerechte und vor allem altersunabhängige Ansprache. Interessierte können sich derzeit in acht stets verfügbaren Themenbereichen bewegen.

[1] Johannes Rau auf dem 44. Deutschen Historikertag, Halle 2002.

Institut für Zeitungsforschung

Die virtuelle Geschichtsdokumentation konzentriert sich im Menüpunkt „Dauerausstellung“ auf die Migrationsgeschichte vom ersten Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und Italien 1955 bis zum Anwerbestopp 1973, die in Form von Texten, Bildern, Originaldokumenten und Interviewsequenzen aufgezeigt wird. Unterpunkte beleuchten u.a. das Procedere der Anwerbung, die damalige Situation in den Herkunftsländern oder die Anwerbung aus Sicht der Unternehmen.

Ergänzt wird die Dauerausstellung durch Texte, Bilder und Dokumente der SWR-Ausstellung „Zwischen Kommen und Gehen und doch Bleiben“, die in realer Form seit 2005 die erfolgreichste Wanderausstellung ihrer Art ist.

Der virtuelle Bereich „Sonderausstellungen“ stellt besondere Ereignisse der Arbeitsmigrationsgeschichte in den Fokus. Den Auftakt bilden die beiden Anwerbeabkommen mit Spanien und Griechenland, sowie der 50. Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens am 31.10.2011, der Anlass zu historischen Betrachtungen aber auch einer Bestandsaufnahme der Gegenwart bot.

Einen authentischen und emotionalen Zugang zur Geschichte vermitteln die visuell und auditiv erlebbaren Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Museumsbereich „Lebenswege“. Sie sind das Bindeglied zwischen der Vermittlung geschichtlicher Fakten und gelebter Migrationsgeschichte. In Texten, Fotos und Originaldokumenten gewähren sie Einblick in ihren Lebensweg. Für die Generation der Zeitzeugen erlaubt diese Form der Aufarbeitung auch das Bewusstmachen und auseinandersetzen mit eigenen Erlebnissen als so genannte „Gastarbeiter“, die vielfach verdrängt wurden und der eigenen Familie im Detail häufig unbekannt sind.

SWR International

Im Rahmen der „Lebenswege“ Zeitzeugenarbeit wurde erkennbar, dass für viele der Interviewten persönliche Erinnerungsstücke nur noch ein Stück verloren gegangener Vergangenheit sind. Weiterhin reflektieren Argumente wie: „Es gibt nur noch weniges, das habe ich Zuhause“, d.h. im Herkunftsland bzw. „mit diesem Teil meiner Vergangenheit habe ich abgeschlossen, da gibt es nichts mehr“ die relative Wichtigkeit der persönlichen Erinnerung anhand realer Gegenstände. Vielmehr werden sie in den Interviews erwähnt oder Erlebnisse in Form von Illustrationen dargestellt.

Vito Contento. Vito Contento war einer der insgesamt vier Millionen Italiener, die im Rahmen des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens ihre Arbeitskraft der deutschen Wirtschaft zur Verfügung stellten.

Ergänzend zur Darstellung der Arbeitsmigrationshistorie bieten zusätzliche Informationsbereiche wie etwa der „Kultur-Raum“ mit Literatur- und Filmempfehlungen, das SWR-International Web-Radio oder die Projekt-Werkstatt mit Hinweisen zu Lehrerinformationsveranstaltungen und

Hüseyin Kaya

Kontaktmöglichkeiten zum Angebot „Zeitzeugen im Unterricht“ aktuelle, informative Mehrwerte.

Im Rahmen der Kampagne „Lebenswege vor Ort“ finden die virtuellen Museumsinhalte Einzug in die analoge Welt. Etwa in Form von Workshops und Vorträgen an Schulen für den Einsatz in den fächerübergreifenden Unterricht und bieten so eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich dem Thema Migration kreativ, handlungsorientiert und kognitiv zu nähern. In Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Landesinstitut Rheinland-Pfalz schafft das Angebot „Zeitzeugen im Unterricht“ eine erweiterte Form der Lernkultur. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geben den Schülerinnen und Schülern einen persönlichen und damit unmittelbaren Einblick in das von ihnen erinnerte Geschehen.

Unter dem Motto „Kreative Unterrichtsgestaltung mit 'Lebenswege'“ haben die Inhalte bereits Impulse für Biografie-Arbeiten gegeben, deren Ergebnis einen unverhofften und erfolgreichen Weg zur Identitätsstiftung aber auch zum Verständnis gegenüber Mitschülern ebneten.

Das zeitlich unbegrenzte Online-Projekt liegt in der Verantwortung des Integrationsministeriums Rheinland-Pfalz. Für die Inhalte sowie die Webgestaltung, die an die Corporate Design Vorgaben des Landes Rheinland-Pfalz gebunden ist, ist hpunkt kommunikation verantwortlich. Kooperationspartner ist die Redaktion SWR-International unter der Leitung von Prof. Karl-Heinz Meier-Braun, redaktioneller Mitarbeiter ist Arnd Kolb.

Seit seiner virtuellen Eröffnung haben Internetnutzer aus 73 Ländern „Lebenswege“ besucht.

Modelle musealer Darstellung von Einwanderung

Sandra Vacca, Universität zu Köln

Museen, die sich dem Thema Migration(en) widmen, müssen sich mit Konzepten auseinandersetzen, die eng mit dem westlichen Verständnis der globalen Ordnung verbunden sind. Wenn man überlegt, warum und wie MigrantInnen dargestellt werden können, stößt man schnell auf zwei problematische Begriffe, die für die Konzeption des Museums entscheidend sind: die Definition der Grenze und der Fremdheit sind nötig, um die Frage „Was sind MigrantInnen und was ist Migration? " beantworten zu können.

Eine rein nationale Konzeption von Migration ist schon deshalb problematisch, weil sie zum Beispiel regionale Migrationen ignoriert. Es stellt sich zudem die Frage, wie lange man in einem Land bleiben muss, um als MigrantIn zu gelten. Ist eine Person, die immer migriert aber nie länger als sechs Monate an einem Ort bleibt keine MigrantIn? Wie kann ein nationales Migrationsmuseum das Konzept der Grenze diskutieren, relativieren und herausfordern? Eine Analyse dreier europäischer Museen (und ihrer Dauerausstellungen) zeigt, dass der Akzent sehr stark auf die Trennung zwischen Inländern und Ausländern gelegt ist: die Cité Nationale de l'Histoire de l'Immigration (CNHI) in Paris enthält ein nationales Museum, das die Geschichte der Einwanderung in Frankreich in den letzten zweihundert Jahren präsentiert,[1] das private Museum 19 Princelet Street in London konzentriert sich auf alle Arten von Ausländern, die nach London kamen und in dem Haus und dem Stadtviertel Spitalfields gewohnt haben.[2] Das Haus der Geschichte in Bonn und das Deutsche Historische Museum in Berlin legen Wert auf die Darstellung der Gastarbeitergeschichte, und thematisieren zum Teil die Frage der Integration. Auch wenn Flucht und Vertreibung, oder die Hugenotten in Sonderausstellungen thematisiert werden, bleiben die Fragen der Staatsangehörigkeit und der Grenzen für die meisten Zugänge zum Thema Migration grundlegend.

Es gibt jedoch unterschiedliche Arten, MigrantInnen darzustellen. Es gab hierzu in den letzten Jahren viele Versuche in Europa:[3] die zwei folgenden Beispiele sind sich zwar in ihren Zielen ähnlich, aber sie unterscheiden sich methodisch diametral. Die CNHI in Paris ist nicht nur ein Museum, sondern eine vielfältige Institution mit einer Medienbibliothek, einer Website und einem umfassenden kulturellen Programm (mit Seminaren, Workshops und Symposia). Es befindet sich in Paris, im ehemaligen „Palast der Kolonien", der für die Kolonialausstellung von 1931 ge-

1 Das Zentrum öffnete 2007. Mehr Informationen über die CNHI finden sich unter: http://www.histoire-immigration.fr.

2 Das Haus wurde im 18. Jahrhundert gebaut und ist jetzt ein denkmalgeschütztes Gebäude, das seit 1983 von The Spitalfields Centre Charity verwaltet wird. Mehr Informationen über 19 Princelet Street finden sich unter: http://www.19princeletstreet.org.uk.

3 Vgl. Hampe Henrike: Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. 16. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ulm 7. - 9.10.2004. Münster 2005.

baut wurde. Die CNHI nimmt keine bestimmte MigrantInnengruppe in den Blick, sondern das Konzept, die Idee der Einwanderung und seine Geschichte (in Frankreich) in den letzten zweihundert Jahren. Es gab keine vorhandene Sammlung, aber das Museum wollte unbedingt Objekte, die mit Einwanderung verbunden werden können ausstellen. Fotografien, Archivalien, Zeichnungen, alltäglich Objekte, individuelle Erzählungen (Oral History), audiovisuelle Ressourcen von Radios oder der INA (Institut National de l'Audiovisuel) wurden mit Hilfe eines Netzwerkes gesammelt. Die Dauerausstellung ist in neun Themen organisiert: „Auswandern", „Zum Staat hin gewandt", „Land des Willkommens, feindliches Frankreich", „Hier und Da", „Lebensräume", „Bei der Arbeit", „Verwurzelungen", „Sportler" und „Vielfalt".[4] Die Ausstellung ist eine Mischung aus der Geschichte der Migration Frankreichs und persönlichen Erfahrungen, die die vordefinierten Themen illustrieren. Jedes Thema wird um Schrifttafeln und eine Chronologie ergänzt. Um die Gegenstände auszustellen, wurden mehrere Techniken benutzt, von denen zwei besonders bemerkenswert sind. Beispielsweise wurden Objekte, die von MigrantInnen aus der Heimat mitgebracht wurden zusammengestellt, um bestimmte Themen anzusprechen („Erinnerungen", „Das Knowhow"), oft ohne Angabe des Herkunftslands. Eine Installation von „fremden" Objekten („Rencontres"), versucht zu zeigen, dass sie Teil der französischen Kultur geworden sind: eine Art Verherrlichung der Vielfalt der Nation.

19 Princelet Street (London) ist eine andere Art von Museum. Es befindet sich im Spitalfields, und ist privat verwaltet, mit Hilfe zahlreicher Ehrenamtlicher. Anders als in der CNHI ist in diesem Museum das Haus selbst, das jahrelang von MigrantInnen bewohnt worden ist, der echte Ausstellungsgegenstand. Die Geschichte des Hauses wird im Museum illustriert, und die Sammlung ist das Ergebnis eines Schulprojekts. Das Museum erzählt chronologisch die Geschichte der BewohnerInnen des Hauses/Stadtviertels. Jede „Station" präsentiert MigrantInnen einer Community, erklärt warum sie aus ihrem Land emigriert sind und beschreibt, wie sie das Haus geprägt haben. An jeder Station wird auch über die Änderungen im Haus, sowie gesellschaftliche Veränderungen in London und Großbritannien insgesamt berichtet. Um die verschiedenen Stationen zu illustrieren, wurden Kinder aus lokalen Schulen gebeten, Kunstwerke und Installationen mit Künstlern zu produzieren, indem sie sich in MigrantInnen hineinversetzen und über die mit der Migration verbundenen Themen Gedanken machen. Für die Geschichte der Hugenotten haben sie zum Beispiel Tagebücher geschrieben, in denen sie sich in Marie, eine junge französische Hugenottin hineinversetzen.

Außer ihrer gemeinsamen Nutzung der Kunst als „freiem Platz für Gedanken" (beide Museen haben auch eine Kunstsammlung), haben die CNHI und 19 Princelet Street sehr unterschiedliche Methoden, MigrantInnen und ihrer Geschichte darzustellen. Die Wahl der Objekte ist vielsagend. Einerseits haben wir ein Museum, das viel Wert auf persönliche Objekte legt. Andererseits finden wir Ideen, die von „gebastelten" Gegenständen illustriert werden – was eine entdramatisierende Wirkung hat. Themen der Migration wie das Verlassen, das Ankommen und Diskriminierung werden durch diese künstlerischen Arbeiten reflektiert: man beobachtet nicht MigrantInnen, man wird eine Zeit lang selbst MigrantIn. Der Fokus ist also von persönlichen Erfahrungen zu poetischen und artistischen Interpretationen und Bearbeitungen der Themen der Migration verschoben. Wenn man Objekte auswählt und vorstellt, geht man immer das Risiko ein, bestimmte

[4] Alle Themen sind von mir aus dem Französischen übersetzt: „Émigrer", „Face à l'État", „Terre d'accueil, France hostile", „Ici et là-bas", „Lieux de vie", „Au travail", „Enracinements", „Sportifs", „Diversité"

Themen oder Personen zu stereotypieren. Obwohl dies eine Wahrheit für alle Arten von Museen ist (wenn man ein bestimmtes Objekt zum ausstellen auswählt, ignoriert man tausende andere Objekte und setzt Geschichte außer Gefecht), ist dies besonders gefährlich wenn Fragen von Fremdheit und des „Anderen" betroffen sind. Museen nehmen oft an Prozessen des „Othering" Teil: hier riskiert man eine Akzentuierung der Trennung zwischen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen, bzw. zwischen In- und Ausländern. Beide Museen konfrontieren diese Schwierigkeit, weil sie sich dem Thema als getrenntem Teil der nationalen Geschichte widmen. Eine Alternative dazu wäre, alle schon existierenden (historischen) Museen neu aufzulegen. Die CNHI tendiert, weil sie ein thematisches Vorgehen hat, dazu, alle möglichen Geschichten der Migration in einer typischen Mustergeschichte zu verschmelzen. Bereits die Wahl der Objekte selbst ist problematisch, denn es stellt sich die Frage: gibt es typische Objekte der Migration? Die ausgestellten Objekte reflektieren *oft* entweder eine bestimmte Herkunft (ein typisches Kleidungsstück), symbolisieren eine Reise (Koffer, Pass) oder sind ganz gewöhnliche Objekte (Radio, Geschirr). In der CNHI werden sie interessant, weil sie MigrantInnen gehören. Es besteht allerdings das Risiko, diese manchmal banalen Gegenstände unreflektiert zu nutzen (was für viele „Objektfetischismus" ist). Es ist deshalb wichtig, die Banalität der Gegenstände *auch* zu benutzen, um die Ununterscheidbarkeit von MigrantInnen und StaatbürgerInnen zu betonen: „so unterschiedlich sind sie aber nicht."

Der Bedarf, ein Museum zum Thema Migration zu schaffen ist als Zeichen der Anerkennung verständlich. Aber gibt es andere Methoden? Um diese vielfältigen Problemen umzugehen, sollte man anfangen, nicht nur das Konzept „Migrationsmuseum" neu zu denken, sondern das Museum selbst neu zu konzipieren. Nicht nur die Definitionen der Konzepte „MigrantInnen" und „Migration" sind problematisch, sondern auch die Rolle des Museums steht zur Debatte. Warum sind sie hier und was ist ihre Aufgabe? Sind sie Häuser der vergangenen Geschichte, Häuser des Lernens, oder partizipative Strukturen? Es ist heutzutage wichtig, nicht nur das Konzept der „Migration" zu relativieren, sondern auch die nationale Natur der Museen in Frage zu stellen. Statt den Unterschied zwischen „Inländern" und „Ausländern" zu akzentuieren, sollten Museen ein Ort der Debatte werden, wo man die Natur, Rolle und Interaktion der Menschheit und neue Gesellschaftsentwürfe reflektieren könnte. Ebenso wichtig wie die Geschichte der Migration zu erzählen ist es deshalb, Mobilität und Migration als Normalität anzuerkennen.

Zur Notwendigkeit neuer Bilderproduktionen der Migration im Museum

Natalie Bayer, freie Kuratorin und Redakteurin

Skizzen zu musealen Debatten und Ausstellungen zur Migration

Die Ausstellungs-, Tagungsaktivitäten und Diskussionen des Museumsfeldes zeigen, dass die Migration mittlerweile auch hierzulande im Museum angekommen ist.[1] Hierbei handelt es sich um eine virulente Debatte, die von Akteuren unterschiedlichster Positionen, Pragmatiken, Deutungen, Politiken und Interessen verhandelt wird. Diese Debatte ist von viel Hektik und Aktionismus und ebenso vielen Widersprüchlichkeiten und Fragezeichen gekennzeichnet. Dabei kommen insbesondere Museumspraktikerinnen und -praktiker, politische Akteure und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort, die unter anderem bei dem 2010 gegründeten Arbeitskreis Migration des Deutschen Museumsbundes über Migration als Aufgabe der Kernbereiche der Institution Museum – Sammeln, Ausstellen, Vermitteln und Forschen – diskutieren und einen „Leitfaden Migration und kulturelle Vielfalt im Museum“ für Museen erstellen. Zudem ist die Jahrestagung des Deutschen Museumbundes 2012 unter das Motto „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“ gestellt und enthält ein Tagungsprogramm zu den Themen Migration, interkulturelle Bildung, Integration, Partizipation, kulturelle Vielfalt usw.

Wie in vielen anderen Kontexten bleibt auch dabei die migrantische Position nur am Rande erwähnt – so gibt es einige Initiativen und Projekte, die eine Repräsentation jenseits gängiger Bilder und Debatten der Migration fordern und/oder umsetzen. Neben DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland) gibt es auch kleinere, oft lokale Akteure und Organisationen, die den Einbezug der Migration in die Geschichtserzählung und eine Anerkennung ihrer Präsenz fordern. Des Weiteren gibt es längst eine postmigrantische Position, die eine Repräsentation jenseits nationaler und ethnisierender Zuschreibungen umsetzt.

Die klassischen Kulturinstitutionen nahmen vor allem in der jüngeren Vergangenheit die Jubiläen der Anwerbeabkommen zum Anlass, Migrationsausstellungen zu realisieren. Immer mehr kulturhistorische Museen hierzulande fühlen sich zudem in der Pflicht, sich vor allem mit historischen Migrationsbewegungen oder/und Migrantinnen und Migranten zu beschäftigen.

Schauen wir jedoch genauer auf die Prozesse und Debatten dieses Phänomens gibt es einige problematische Paternalismen und Schieflagen in der Konzeptionalisierung von „den“ Migrantinnen und Migranten zu entdecken, die fast ausschließlich als Gegenreferenz zu dem nationalen „Wir“ auf die museale Bühne gebracht werden. Ob durch die Wahl der Ausstellungsthemen, ihrer strukturellen Aufbereitungen, den Erzählrhetoriken sowie ihrer Bebilderung und Objektbestückungen: Migrationsprozesse werden in ihrer musealen Übersetzung fast ausschließlich als an-

[1] Vgl. Joachim Baur: Flüchtige Spuren - bewegte Geschichten. Zur Darstellung von Migration in Museen und Ausstellungen. In: DOMiD (Hg.), Inventur Migration. Köln 2009, S. 14-26.

dersartige, zuweilen „bunte“ Kulturen unter dem Motto „kulturelle Vielfalt“ und dabei im Sinne einer „klassischen Inszenierung des Mulitkulturalismus“[2] mit all seinen Fallstricken dargestellt. Migrationserfahrungen werden dabei oft als eine typisierte, einbahnstraßenartige Chronologie zwischen Anwerbung und Integrierung erzählt. In der Folge werden subjektive Geschichten und Akteure der Migration homogenisiert, reduziert und entindividualisiert.[3] Zudem wird die Geschichte der Migration vor allem auf die „Gastarbeit“ in Deutschland reduziert und als eine Art „Stunde Null“ imaginiert, die durch den staatlichen Aufruf erst begonnen habe und dabei lenk- und regulierbar sei.[4] Als Effekt dieses Blickregimes werden sämtliche anderen Migrationsformen und -bewegungen im Museumsraum ausgeblendet und somit unerzählbar. Auf der anderen Seite treten bei der musealen Auseinandersetzung mit Migration besonders Migrantinnen und Migranten als neue Zielgruppe mit einer Art Sondervermittlungsprogramm in den Fokus der Aufmerksamkeit. Anknüpfend an die bundesdeutsche Integrationsdebatte werden diese anvisierten Publika durch eine Verkoppelung von kulturellen und sozialen Zuschreibungen unter einem Defizitansatz und dem Begriff „Bildungsferne“ gefasst, weshalb es gelte, Migrantinnen und Migranten durch pädagogisierende Maßnahmen der sogenannten „kulturellen Bildung“ hin zum Kanon der deutschen oder europäischen Geschichte zu führen.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die hiesige Musealisierung der Migration in einen nationalen Rahmen gesetzt wird: Kultur wird dabei in einer Deckungsgleichheit mit den Kategorien territorialer Raum und Gruppe gedacht, so dass das Bild eines nationalen, kaum durchlässigen Kultur-Containers imaginierbar bleibt.[5] So wird das Nationale als nicht hinterfragbare Kategorie und eine immer da gewesene Konstante refixiert und naturalisiert entsprechend des „methodologischen Nationalismus“[6]. Aus dieser Perspektive wird Sesshaftigkeit und kulturelle Homogenität zum Normalfall mythologisiert, Mobilitäten und Mehrfachverortungen werden dagegen als Abweichung erklärbar.

Aus der Perspektive der Migration

Diesem Blickregime setzt eine neuere sozial- und kulturwissenschaftliche Kritische Migrationsforschung neue Theoreme entgegen, die von der Bewegung der Migration und transnationalen Räumen und Identitätsprozessen ausgehen und sich nicht auf reduktionistische ökonomische Migrationsfaktoren reduzieren lässt. Mit dem Begriff „Autonomie der Migration“ lassen sich einerseits Machtwirkungen und Wissensproduktionen aus einer Regimeperspektive und andererseits Nationalstaaten überschreitende Gesellschaftlichkeit, Taktiken und Strategien der Migration

2 Ebd., S. 21.

3 Vgl. Gisela Welz, The 'Grand Narrative' of Immigration. Managing Ethnicity in a Museum Context. In: Regina Bendix, Herman Roodenburg (Hg.), Managing Ethnicity. Perspectives from folklore studies, history and anthropology. Amsterdam 2000, S. 61-75, hier S. 69-72.

4 Vgl. Serhat Karakayali, Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld 2008, hier S. 98.

5 Vgl. Sabine Hess, Welcome to the Container. Zur wissenschaftlichen Konstruktion der Einwanderung als Problem. In: Sebastian Friedrich (Hg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der "Sarrazindebatte". Münster 2011, S. 40-58, hier S. 47.

6 Vgl. Serhat Karakayali, Vassilis Tsianos, Movements that matter. Eine Einleitung. In: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld 2007, S. 7-17, hier S. 8-9.

gemeinsam konzeptionell fassen.[7] Somit zielt eine solch praxeologisch orientierte Migrationsforschung auf ein anderes Verständnis von Geschichtsverlauf und Gesellschaftsentwicklung, indem Migration als ein „zentrale[s] Moment gesellschaftlicher Entwicklung“[8] verstanden wird.

Seit einigen Jahren werden die Ansätze bei einigen Repräsentationsprojekten fruchtbar gemacht. So verpflichteten sich die Ausstellungen „Projekt Migration“ (01.10.2005-15.01.2006, Kunstverein Köln) und „Crossing Munich“ (10.07.-15.09.2009, Rathausgalerie München) – zwei Ausstellungsprojekte aus den Positionen Kunst, Wissenschaft und Aktivismus – dezidiert einem Zugang, Geschichte und Gesellschaftsentwicklung aus der Perspektive der Migration zu erzählen. Dabei ging es um eine Blickverschiebung zur Repräsentation der Migration jenseits gängiger Bilder und Debatten der Stigmatisierung, Exotisierung, Viktimisierung und Skandalisierung. Stattdessen wurden der migrantische Protagonismus, Projekte der „Selbsteingliederung“ und Prozesse der Subjektwerdung – durch beispielsweise transnationale Lebensprojekte – in den Fokus gerückt.[9]

Blickt man über den musealen Tellerrand hinaus, findet man auch in anderen Kulturinstitutionen beispielsweise im Literatur- und Theaterfeld längst solche Ansätze. Insbesondere das Theater Ballhaus Naunynstraße in Berlin hat sich einer postmigrantischen Perspektive verschrieben, bei der Geschichten jenseits des Herkunftsbezuges erzählt werden und die von Uneindeutigkeiten ausgeht.[10] Bereits ein Blick in die Themen und Titel der Stücke im Ballhaus Naunynstraße[11] verweist sowohl auf die Normalität translokaler Lebensrealitäten der Migration als auch auf eine kritische Auseinandersetzung mit stigmatisierenden und ausgrenzenden Debatten zur Migration. Solche konstruktiven Projekte beziehen damit eine Position zu den politisierten Bildern und Debatten der Migration, indem sie Fragen von bürgerschaftlichen Rechten und Zugehörigkeiten thematisieren und nationale bzw. ethnische Zugehörigkeit in ihrem Konstruktionscharakter entschleiern.

Übertragen auf den Museumsbereich ist aus dieser Warte allerdings auch zu kritisieren, dass die museale Sichtbarkeit der Migration zwar scheinbar zunächst zu einem neuen kollektivierenden Selbstverständnis führen kann, gleichzeitig Themen wie ungleiche Machtverteilungen und Ausschlüsse von Rechten und Zugehörigkeit de-thematisiert und somit entpolitisiert werden.[12] Daher fordert dieser Beitrag dazu auf, Repräsentationsstrategien auch für den musealen Raum zu entwickeln, die hinausgehen über eine lediglich symbolische Anerkennung der „eigenen“ Geschichten und Leistungen beispielsweise am Mythos des deutschen Wirtschaftswunders ab den 1950er Jahren. Hierbei muss es im Kern um die untrennbare Verwobenheit der vermeintlichen „Mehrheits-

7 Vgl. ebd., S. 16-17.

8 Sabine Hess, Andrea Engl, Crossing Munich. Ein Ausstellungsprojekt aus der Perspektive der Migration. In: Natalie Bayer, Andrea Engl, Sabine Hess, Johannes Moser (Hg.), Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus. München 2009, S. 10-14, hier S. 14.

9 Vgl. http://www.crossingmunich.org

10 Vgl. Interview mit Shermin Langhoff, Die Herkunft spielt keine Rolle – 'Postmigrantisches' Theater im Ballhaus Naunynstraße. In: Bundeszentrale für politische Bildung. 10.03.2011. Online verfügbar: http://www.bpb.de /gesellschaft/kultur/kulturelle-bildung/60135/interview-mit-shermin-langhoff?p=all (letzter Aufruf 20.04.2012).

11 Beispielsweise „50 Jahre Scheinehe“ oder „Vibrationshintergrund“, „Ferienlager – Die 3. Generation“, „Pauschalreise – Die 1. Generation“, „Beyond Belonging“, „Balkan Bazaar Evropa“, „Berlin Transit Istanbul und zurück“, „Verrücktes Blut“, „Lust auf was anderes“, „Aliens from Anatolia“, „Bloodshed in Divercity“, „Correct me if I'm critical“, „Happy Vibrations - Don't panic I'm islamic!“, „Jenseits – bist Du schwul oder bist Du Türke? “.

12 Vgl. Mark Terkessidis, Vertretung, Darstellung, Vorstellung. Der Kampf der MigrantInnen um Repräsentation. In: eipcp – European Institute for Progressive Cultural Policies. Online verfügbar: http://eipcp.net/transversal/ 0101/terkessidis/de (letzter Aufruf 04.05.2012).

gesellschaft“ und der Migration auf sämtlichen Ebenen gehen z.B. im Hinblick auf Stadtentwicklungsprozesse. Zudem ist gerade aus der musealen Praxis heraus eine selbstreflexive Ebene notwendig, um über Sprecher-Positionen und die mitproduzierten blinden Flecken sowie Wirkungsweisen musealer Repräsentationen produktiv zu reflektieren. Dies erfordert einen konsequenten Einbezug migrantischer sowie postmigrantischer Positionen, die nicht auf eine bloße Rolle der Objekt- und Geschichten-Geberinnen und -geber und/oder zu adressierendes Klientel reduziert werden kann. Wenn sich eine Kulturinstitution wie das Museum der Realität postmigrantischer Gesellschaften stellen will, bedeutet dies, ein Eingeständnis ihrer historischen Praxis des Ausschluss-Schaffens sowie gänzlich neue Arbeitsweisen und eine radikale Veränderung im Selbstverständnis. Ausstellungen im Museumsraum könnten so visionärere Gesellschaftsentwürfe jenseits kulturalisierender, kollektivierender Zuschreibungen und Hierarchisierungen auf eine öffentliche Bühne bringen und Änderungsansätze für das Denken, Sprechen und Sehen der Migration liefern.

Praktische Anmerkungen

Arnd Kolb, SWR International

Im Rahmen des II. Panels „Darstellung der Migration“ schilderte Herr Kolb die Umstände, die zu der vom ihm konzipierten Wanderausstellung des Südwestrundfunks (SWR) „Zwischen Kommen und Gehen ... und doch Bleiben – Gastarbeiter in Deutschland 1955 – 1973“ führten. Der Erfolg der Ausstellung, die bislang an 58 Orten von etwa 500.000 Menschen besucht wurde, verdeutlicht die konzeptionellen Stärken, die ein multiperspektivischer Zugriff auf Migration im Ausstellungsbereich haben kann.

Den Hintergrund bildete das Projekt „Bist du deutsch?“ eines Stuttgarter Theaters, das 2005 eben diese Frage nach der eigenen Wahrnehmung an „ausländische“ Jugendliche richtete. Insbesondere den Jugendlichen der Zweiten und Dritten Migrantengeneration fehlte dabei teilweise das Hintergrundwissen darüber, wie ihre Eltern oder Großeltern nach Deutschland gekommen waren. In den Elternhäusern wurde dieser Prozess häufig nicht oder nur unzureichend thematisiert. Dieses Defizit, das Wissen darüber warum angeworben wurde und wie sich die weitere Entwicklung vollzog, sollte die entstehende Ausstellung aufarbeiten.

Konzeptionell wollten die Ausstellungsmacher dabei nicht über, sondern mit den Menschen – aus der Perspektive der Migranten – berichten. Das heißt, die Migranten kamen in verschiedenen Stationen zu Wort, die unterschiedliche Aspekte ihres Lebensweges zeigten. Dies galt von ihrer spezifischen und der allgemeinen Situation im Heimatland über die Anwerbung, das Arbeiten und Wohnen bis zur weiteren Entwicklung ihres Lebensweges in Deutschland. Die Vermittlung erfolgte über Texte, dreidimensionale Objekte, Hörstationen und multimediale Elemente. Hinzu trat die Auswahl besonderer Orte, die Herstellung jeweils regionaler Bezüge und die Einbindung von Multiplikatoren beispielsweise in Schulen. Auch das Internet als Ort an dem die jüngere Generation sich zunehmend aufhält wurde als Raum der Ausstellung mit bedacht.

Zusammenfassung der Paneldiskussion

In der anschließenden Diskussion wurden die bestehenden Unterschiede zwischen den beteiligten Ausstellungsmachern und den primär wissenschaftlich-theoretischen arbeitenden Teilnehmern, die sich in den Statements angedeutet hatten, zugespitzt. Drei zentrale, miteinander verbundene Fragen standen dabei im Vordergrund. Erstens: Inwieweit sind die klassischen Ansätze der Wissensvermittlung innerhalb von Ausstellungen und der wissenschaftliche Ansatz einer dekonstruierenden Perspektive der Migration vereinbar? Zweitens: Was bedeutet dies konkret für zukünftige Ausstellungen beziehungsweise Museen zur Migration? Drittens: Welche Auswirkungen kann die gewandelte wissenschaftliche Perspektive für das Selbstverständnis von kulturhistorischen Museen haben?

In der ersten Frage nach der Vereinbarkeit der Darstellung der Migrationsgeschichte anhand nationalstaatlich geprägter Kategorien und Begriffe, wie beispielsweise Anwerbung, Aufbruch aus der alten Heimat und Ankunft in der neuen Heimat, und einer Perspektive jenseits dieser Kategorien, die die Migranten und nicht staatliches Handeln oder unhinterfragte Mainstream-Begriffe zum Ausgangspunkt macht, näherten sich die Positionen nur bedingt einander an und offenbarten die Notwendigkeit weiterer Debatten. Die eine Seite steht auf dem Standpunkt, dass nationale Kategorien für das Ziel der Wissensvermittlung in Ausstellungen unabdingbar sind und die andere Seite stellt in Frage, ob damit das Ziel nicht verfehlt und nationale Denkmuster reproduziert werden.

Festgehalten werden kann aber, dass sich beide Positionen oder Perspektiven nicht gänzlich ausschließen. Mit einer möglichen Synthese wird die zweite Frage – nach den Konsequenzen für die zukünftige Darstellungsweise – angesprochen. Die Arbeitsmigration beispielsweise kann von einem staatlich angestoßenen Punkt aus – Anwerbeabkommen – und in verschiedenen Stationen dargestellt werden, die Dekonstruktion dieser Perspektive lässt sich dabei integrieren und durch die Perspektive der Migration ergänzen. Bestehende Häuser können auf Bestehendem aufbauen, sollten sich aber ihrer Funktion für die Bildung von Identität und der Perspektive, aus der sie Geschichte erzählen, bewusst sein.

Ein möglicher Perspektivwechsel und die nachhaltige Integration von Migration in die Dauerausstellung stellt die Museen vor die Herausforderung, das eigene Selbstverständnis zu reflektieren. Sollen MigrantInnen an einen Ort geführt werden, an denen ihnen eine staatlich geprägte Sichtweise ihrer Geschichte gezeigt wird, sollen sie selber diese Geschichte erzählen oder ist das Denken in Wir- und Die- Strukturen, die Trennung in Inländer und Ausländer überholt? In die letzte Richtung weist der Blick in die angloamerikanische Museumslandschaft. AusstellungsmacherInnen lösen sich hier zunehmend von Migration als Schlüsselkategorie und sprechen von diversity oder Vielfalt, wodurch sich der Blick auf die Gesamtbevölkerung ausweitet. Ein Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum bietet das Berliner Kreuzbergmuseum, das sich bewusst der postmigrantischen Realität seiner Umgebung stellt und über seine Sammlungs- und Sprachpolitik Migration unsichtbar macht.

Abschlussdiskussion

Die Diskussion fand im Anschluss an den Beitrag von Aytaç Eryılmaz statt, der die Perspektive von DOMiD dargestellt hatte.[1] Die zentralen Aspekte, die dabei aufgegriffen wurden, waren die Begrifflichkeit der Legitimität und die Frage nach der Chancengleichheit im Wettbewerb um Legitimation und finanzielle Förderung.

Zunächst stellte sich aus dem Plenum die Frage nach Macht und der Legitimation. Wer erteilt die Legimitation bei der Frage, wer erzählt was über wen? Und wer sind die Fachleute? Wird Menschen, die aus einer anderen Perspektive über Migration erzählen, die Fachkompetenz abgesprochen?

Von Seiten DOMiDs wurde deutlich, dass Legitimation kein Zertifikat einer bestimmten Institution sein kann, sondern ein gesellschaftlicher Konsens, der zeitabhängig ist. Für DOMiD war es ein 20 Jahre dauernder Kampf bis die Legitimation dafür erteilt war, dass Migranten ihre eigene Geschichte erzählen können. Das heißt, DOMiD zweifelt die Legitimität anderer Institutionen oder Experten nicht an. Aber DOMiD musste sich die Anerkennung als Migrantenorganisation gegen Widerstände selbst erkämpfen. Grund für die häufige Verweigerung der Legitimität war das nationalstaatliche Denken. Auch wenn heute die Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, als Lippenbekenntnis akzeptiert wird, werden Ausländer immer noch als Objekte dieser Gesellschaft angesehen.

Dabei stellte diese Debatte für DOMiD nicht das primäre Interesse dar. Es geht um Diskussionen auf Augenhöhe. DOMiD fordert in dieser Debatte ein, mitsprechen zu können, die Position einer Migrantenselbstorganisation mit in den Diskurs einbringen zu können. Das ist der Punkt und die Politik des Vorstands, der den Verein für die Zusammenarbeit mit anderen Häusern öffnen will.

Zudem zeigt DOMiD seit Jahren, dass hier eine Kompetenz existiert, die man nicht einfach ignorieren kann und die wichtig für die Geschichtsschreibung in Deutschland ist, weil sie ein eigenes Element einbringt. Das hat etwas emanzipatorisches, eine Selbstemanzipation, die anerkannt werden muss. Dabei kämpfte und kämpft der Verein nicht unter gleichen Bedingungen um diese Anerkennung, wie andere Institutionen.

Mit Blick auf den Aspekt des Wettbewerbs erfolgte der Vorschlag, DOMiD solle, um im Wettbewerb zu überzeugen, seine Stärken – die Verankerung in den Communities, die lange Geschichte, seine Sammlung, die migrantische Perspektive – hervorheben. Mit der Betonung dieser Alleinstellungsmerkmale könne die erfolgreiche Arbeit und die Realsierung weiterer Projekte fortgesetzt werden. Diesem richtigen Hinweis musste entgegengehalten werden, dass zwar ein

[1] Vgl. Seite 34ff.

Wettbewerb bestehe, dieser aber unter ungleichen Voraussetzungen stattfinde. Als Migrantenorganisation, die einen Teil der deutschen Geschichte mitschreiben wolle, verfüge DOMiD über keine Lobby, um eine über die Grundsicherung hinausgehende Finanzierung zu erreichen. Der Wille zur Förderung bei den beteiligten politischen Entscheidungsträger auf Bundesebene ist bis in die Spitzen des Bundesministeriums für Kultur und Medien (BKM) dabei nicht gegeben.

Schlusswort/Danksagung

Abschließend stellte Ahmet Sezer im Namen des Vorstandes fest, dass es gelungen sei, eine hochrangige Liste von Referentinnen und Referenten für die Tagung zusammenzubringen und hob die Qualität der Debatten und die Bandbreite an diskutierten Ideen hervor. Er dankte den beteiligten Referentinnen und Referenten sowie den Moderatorinnen für ihre Beiträge und die Begleitung durch die Veranstaltung. Auch allen anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern sprach er für ihre Geduld und die Diskussionsfreude seinen Dank aus.

DOMiD veranstaltete das Symposium als letzten Beitrag des Projektes „50 Jahre Migration aus der Türkei". Da damit die Projektfinanzierung endete, bedankte er sich bei den Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern und verabschiedete diejenigen, die DOMiD nach dem Projektabschluss verlassen müssen.

Kurzvorstellung der Teilnehmer

Dr. Joachim Baur

Studium der Geschichte, Politologie, Empirischen Kulturwissenschaft und Museum Studies in Tübingen, Stuttgart und New York; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Haus der Geschichte Baden-Württemberg (1998-2001) und am Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig (2008-2009); Lehrbeauftragter der Museumswissenschaft an der HTW Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und der New York University Berlin; Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit: Migration und kulturelle Vielfalt, Museumstheorie und Geschichtspolitik; Promotion zum Thema „Die Musealisierung der Migration" an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen (2004-2008); seit 2009 freier Kurator und Kulturberater bei der Ausstellungsagentur „Die Exponauten", Berlin.

Natalie Bayer

Studium der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Kunstgeschichte und Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Assistenzkuratorin und Katalogmitherausgeberin des forschenden Ausstellungsprojektes „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration" (2007-2009); freie Wissenschaftlerin und Kuratorin (u.a. Stadtmuseum Kaufbeuren; Münchner Stadtmuseum); Redakteurin bei der Wissenschaftszeitschrift „kuckuck. notizen zur alltagskultur"; Mitglied des Forschungslabors „Kritische Migrations- und Grenzregimeforschung"; derzeit Promotion zum Thema „Migration on Display. Eine wissensanthropologische Studie zur Musealisierung der Migration in kulturhistorischen Museen" am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen.

Dr. Thomas Brehm

Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde, Erstes Staatsexamen für das Lehramt am Gymnasium; Promotion in Neuester Geschichte; wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bergbau- und Industriemuseum Ostbayern in Theuern (1990/91); wissenschaftlicher Mitarbeiter im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn (1991-1999); seit 1999 Leiter des Kunst- und Kulturpädagogischen Zentrums der Museen in Nürnberg (KPZ); stellvertretender Sprecher des Arbeitskreises Migration im Deutschen Museumsbund.

Aytaç Eryılmaz

Gründungsmitglied und Geschäftsführer von DOMiD; Mitkurator der Ausstellungen „Fremde Heimat" 1998 im Ruhrlandmuseum Essen; Projektleitung Fotoausstellung „So fing es an..." 2000; „40 Jahre Fremde Heimat" 2001 Köln; Mitkurator „Projekt Migration" in Köln 2002-2006, Projektleiter Fotoausstellung „Geteilte Erinnerungen" 2007, sowie der Ausstellung „Geteilte Heimat – Paylaşılan Yurt. 50 Jahre Migration aus der Türkei" in Berlin, Köln und Düsseldorf 2011. Initiator der Fotoreihe „3-Generationen-Porträts" 2011. Gemeinsam mit anderen Initiatoren setzt er

sich seit Jahren für den Aufbau eines Migrationsmuseums in Deutschland als Zentrum für Geschichte, Kunst und Kultur der Migration ein.

Dr. Manuel Gogos

Studium der komparativen Philosophie, Religions- und Literaturwissenschaft, Promotion über Jüdische Diasporaliteratur. 2002-2005 arbeitete er für DOMiD im Rahmen der Ausstellung „Projekt Migration". Seit 2005 firmiert Manuel Gogos in seiner „Agentur für Geistige Gastarbeit" als freier Kurator und kuratorischer Berater (Integrationsbeauftragter NRW, Historisches Museum Frankfurt/M., Stadtmuseum Stuttgart, Goethe-Institut, Friedrich Ebert Stiftung u.a.). Seine letzte Migrationsausstellung „Spurensuche. Die Griechen von Kettwig" zeigte er im Rahmen der Aktivitäten „Ruhr 2010". Weitere Tätigkeit als freier Literaturkritiker und Featureautor.

Clarissa Haenn

Studium der Germanistik und Ethnologie; Volontariat bei American Forces Network Europe (Frankfurt) sowie WHA-TV Madison, Wisconsin USA. Weiterbildung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. München (ifp); freiberufliche Journalistin in den USA, Österreich und Deutschland; seit 2004 Inhaberin und Geschäftsleitung von „hpunkt kommunikation, Agentur für History Marketing, PR und Neue Medien"; seit 2009 im Auftrag der Landesregierung Rheinland-Pfalz: Konzept und Projektentwicklung von „Lebenswege", das Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz im Internet (www.lebenswege.rlp.de), Kooperationspartner: SWR-International.

Dr. Matthias Hamann

Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Archäologie in Würzburg, München und Bologna; Dissertation zur burgundischen Romanik; Tätigkeit als Freelancer; 2001 bis 2007 am Germanischen Nationalmuseum (Nürnberg), Projektmanagement der Ausstellung „Künstlerkolonien in Europa"; Projektleitung der Ausstellung „Was ist deutsch?"; Assistent des Generaldirektors und Leitung der Abteilung Marketing und Kommunikation; seit 2007 Direktor des Museumsdienstes Köln. Arbeitsschwerpunkte: Museums- und Kulturmanagement, Museums- und Kulturpädagogik, Marketing und Kommunikation, kommunale und regionale Netzwerke; Sprecher der Direktorenschaft der Museen der Stadt Köln; Mitglied im AK Migration des Deutschen Museumsbundes; Lehrverpflichtungen an der Ruhruniversität Bochum, der Universität zu Köln und am Center for International Artists Management CIAM in Köln.

Bengü Kocatürk-Schuster

Schulbesuch und Abitur in Ankara/Türkei; Studium der Anglistik, Germanistik und Kunstwissenschaften an der GHS Universität Essen; seit 1998 bei DOMiD, zuständig für wissenschaftliche Recherchen, Ausstellungsprojekte, Veröffentlichungen, Vorträge und Tagungen zum Thema Migration, sowie Übersetzungen; Projektkoordinatorin „50 Jahre Migration aus der Türkei".

Arnd Kolb

Studium der Geschichts- und Politikwissenschaft an der Universität Tübingen, Studienaufenthalte in GB und Portugal; Studium des Kulturmanagements an der PH Ludwigsburg; Mitarbeit in diversen Ausstellungsprojekten, darunter „Zwischen Kommen und Gehen ... und doch Bleiben - 'Gastarbeiter' in Deutschland zwischen 1955-1973" 2004-2005, Mitarbeit Online-

Migrationsmuseum „Lebenswege“ 2010, Projektleiter der Ausstellung „... und es kamen Menschen - 50 Jahre 'Gastarbeiter' in Kirchheim unter Teck“ 2005, Mitherausgeber von „Das Land, das nicht unser Land war“ 2006 und „Nicht auf Augenhöhe“ 2009; seit 2005 Redakteur bei SWR International.

Dr. Kerstin Poehls

Studium der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft, Nordistik und Betriebswirtschaftslehre in Tübingen, Stockholm und Berlin; Promotion am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Untersuchung zur Performanz potentieller Eliten in EU-Machtfeldern; Forschungen zu Migration als Ausstellungsthema in Europa, zur Darstellung europäischer Grenzen in Museen (im Rahmen des internationalen Projektes „Exhibiting Europe“, 2008-2011) und zum Sammeln als kultureller Praxis in Alltag, Wissenschaft und Museum; 2011- 2012 Wissenschaftliche Projektleiterin am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin.

Ahmet Sezer

Lehramtsstudium und Studium der Sozialwissenschaften an der WWU Münster; seit 1991 bei der Stadt Gronau (Westf.) als Pädagoge beschäftigt – seit 2004 Leiter des Fachdienstes Erziehungshilfen/Familienhilfen; Mitarbeit in mehreren Zeitschriften zum Thema Migration; verschiedene Veröffentlichungen zum Thema „Türkische Migration nach Deutschland“; Gründungs- und Vorstandsmitglied von DOMiD e.V.

Sandra Vacca

Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, und Museum and Gallery Studies in Lyon, Durham und St. Andrews; nach dem Studium Kuratorin des St. Andrews Preservation Trust Museums; 2009-2012 Lehrbeauftragte an der Universität zu Köln; wissenschaftliche Hilfskraft am Historischen Institut (2010/11); Mitarbeit an verschiedenen Projekten: tri-nationale Sommerschule zum Thema „Migration und Museen“ (2011), Projekt „Blickwinkel“ des Kölnischen Stadtmuseums (2011-2012). Promoviert im Fach Geschichte zum Thema „Remembering, Narrating and Representing Immigration. Immigration Museums and Exhibitions in Germany, France and the UK“ als Stipendiatin der a.r.t.e.s. Forschungsschule.

Dr. Peter Weber

Studium der Geschichte und Germanistik; Dissertation über die mittelalterlich/frühneuzeitliche Geschichte der elsässischen Herrschaft Lichtenberg (Soziale Kosten politischer Innovationen); Ausbildung zum wiss. Archivar 1985 in Marburg; Projektstelle beim Landesarchiv Saarbrücken 1985/86; Wissenschaftlicher Referent bei der Archivberatungsstelle Rheinland in der Abtei Brauweiler 1986. Derzeit als Abteilungsleiter im LVR-AFZ (Archivberatungs- und Fortbildungszentrum) verantwortlich für die Sachgebiete Beratung, Fortbildung, Bestandserhaltung und das Archiv des Landschaftsverbandes Rheinland; Mitglied der Bundeskonferenz der Kommunalarchive beim Deutschen Städtetag; Archivdirektor der Vereinigten Adelsarchive im Rheinland e.V.; Geschäftsführendes Mitglied im Lenkungskreis des Internationalen Archivsymposions.

Tagungsprogramm

Mittwoch, 25. April 2012

9:30 Begrüßung
Ahmet Sezer, DOMiD-Vorstand

9:45 Eröffnungsrede
Dr. Matthias Hamann, Museumsdienst Köln

10.00 Aktueller Stand von Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte
Dr. Joachim Baur, Die Exponauten

10:45 "Wir graben den Schacht von Babel – Kulturpolitik der Interkultur"
Dr. Manuel Gogos, freier Autor und Ausstellungsmacher

11:45 Panel I "Sammlung zur Migration":
Moderation: Daniela Milutin
Podium:
Bengü Kocatürk-Schuster, DOMiD
Dr. Thomas Brehm, AK Migration im Deutschen Museumsbund
Dr. Peter Weber, LVR-Archivberatungs- und Fortbildungszentrum

12:30 Diskussion

13:00-14:00 *Mittagspause*

14:00 Die museale Repräsentation der Migration
Dr. Kerstin Poehls, Humboldt Universität zu Berlin

14:45 Panel II "Darstellung der Migration":
Moderation: Helga Kirchner
Podium:
Clarissa Haenn, hpunkt kommunikation
Sandra Vacca, Universität Köln
Natalie Bayer, freie Kuratorin und Redakteurin
Arnd Kolb, SWR International

15:45 Diskussion

16:15-16:45 *Kaffeepause*

16:45 **Thesen zur Perspektive eines Migrationsmuseums**
Aytaç Eryılmaz, DOMiD

17:30 **Schlusswort**
Ahmed Sezer, DOMiD-Vorstand

Gesamtmoderation: Claudia d'Avino

Kontakt:
DOMiD e. V.
Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e. V.
Venloer Straße 419
50825 Köln

Tel. 0221/800 28-30
Fax 0221/800 28-31
Email: info@domid.org
Internet www.domid.org

Textbearbeitung und Layout: Bengü Kocatürk-Schuster, Robert Fuchs
Einbandgestaltung: Andreas Hollender
Druck: Buchdruck Hohnholt, Bremen